

BASYS

Berichte des Arbeitskreises für Systemische Sozialarbeit, Beratung und Supervision

Worte des Generalsekretärs	3
Seminar mit Matthias Varga von Kibed	4
Soziale Arbeit und Kriminalpolitik: Zwischen Repression und Inklusion	6
Hauptsache Kopplung	8
Vermutungen, was wirkt	19
Was man gelesen haben muss... ..	33
Termine.....	38



Wenn einem das Wasser bis zum Halse steht, sollte man nicht den Kopf hängen lassen.

Quelle unbekannt

BASYS

Berichte des Arbeitskreises für Systemische Sozialarbeit, Beratung und Supervision

Herausgeber und Eigentümer:

Arbeitskreis für Systemische Sozialarbeit, Beratung und Supervision,
Paulinensteig 4a, A-1160 Wien

Redaktion:

Prof. Dr. Walter Milowiz

Verleger, Druck und Vertrieb:

Prof. Dr. Walter Milowiz, Paulinensteig 4a, A-1160 Wien

Alle Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzungen, Nachdruck, Vervielfältigung jeder Art, Vortrag, Funk- und Fernsehsendungen sowie Speicherung in Datenverarbeitungssystemen, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe gestattet.

Worte des Generalsekretärs

Liebe FreundInnen und KollegInnen,

Vielleicht diesmal etwas Persönliches vorweg:
Im Namen des Vereins gratuliere ich unserem Mitglied **Michaela Judy** ganz herzlich zur Verleihung des Käthe-Leichter-Preises 2008 für Frauenforschung, Geschlechterforschung und Gleichstellung in der Arbeitswelt. Mir scheint dies ein längst fälliger Schritt zur Anerkennung ihres intensiven Einsatzes für Feminismus, Gender und Diversity, der sich besonders an ihrem Arbeitsplatz (der VHS Ottakring), aber auch in zahlreichen Publikationen und Tagungen, in der Mitherausgeberschaft bei der feministischen Zeitschrift „sic!“, in der Mitentwicklung des Lehrganges universitären Charakters „Feministisches Grundstudium“, in der Mitgründung des „Rosa-Mayreder-College“ und dem Aufbau des Lehrganges „Systemisches Managing Diversity“ zeigte. Wir freuen uns mit ihr!

Außerdem freuen wir uns über die ersten Absolventen unseres Supervisionslehrganges. Wir gratulieren **Klemens Fraunbaum** und **Sabine Maurer** zum Diplom für Systemische Supervision.

Und weil wir schon bei den Personalien sind:

Wir freuen uns auch über unsere neuen Mitglieder **Roberto Will** und **Klaus Wögerer**, und hoffen, dass sie im Verein etwas finden, was ihnen weiterhilft.

Ansonsten hat sich über den Sommer naturgemäß nicht so viel Neues getan.

Erst jetzt im Herbst hat mich Kollege Hosemann von der Uni Bamberg aufmerksam gemacht, dass unsere vor kurzem gegründete deutsche Schwesternvereinigung „Deutsche Gesellschaft für systemische Soziale Arbeit“ eine Homepage eröffnet hat. Die Adresse ist: www.dgssa.de. Wir hoffen auf rege Zusammenarbeit.

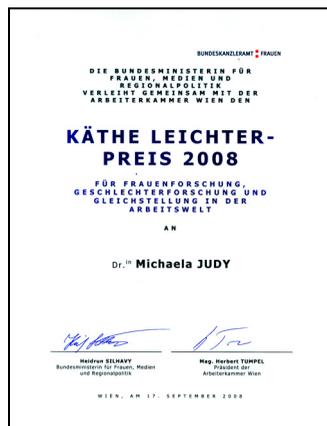
Auf eine Tagung möchte ich noch hinweisen: Am 14. und 15.11.2008 findet in Merseburg unter dem Titel „Mindestens sieben Möglichkeiten - die Vielfalt systemischer Sozialarbeit“ die nächste Tagung zur systemischen Sozialen Arbeit statt. Näheres findet Ihr unter <http://www.systemische-sozialarbeit.de/fachtagung.htm> im Internet. ASYS hat dafür ein Stipendium ausgeschrieben:

Der Vorstand hat beschlossen, für die Tagung 600,00 Euro für Reisekosten zur Verfügung zu stellen: Maximal 250,00 Euro pro Person (muss Mitglied sein), wenn es mehr als zwei sind, wird gleichmäßig aufgeteilt. Verrechnen kann man: Reise, Aufenthalt und Tagungsgebühr. Gegenleistung: Ein schriftlicher Bericht und ein Abend zum Erzählen.

Falls jemand Interesse hat, bitte bei mir melden!

Und da ich bei Hofer schon die ersten Nikoläuse gesehen habe, wünsche ich ihnen schon jetzt eine geruhsame Zeit und frohe Weihnachten!

Walter Milowiz



Seminar mit Matthias Varga von Kibed

Susanne Jirsa

Liebe KollegInnen!

Ich bin gerade am Heimweg von dem sehr spannenden, anregenden, überanstrengendem, an Grenzen der Aufnahmefähigkeit kommendem und trotzdem erfrischenden und innerlich sehr reich machenden Seminar mit Matthias Varga von Kibed. Dauer: Freitag bis Sonntag jeweils 9 bis sicher 17:30 (..er redet immer länger und viel....und er weiß das auch.)

Mittagspause waren ca. 2 Stunden, und die hat frau auch benötigt.

Mein Zustand gerade noch bis vor 2 Stunden war: Leer und voll zugleich, müde und munter, aufgereggt und befriedigt, hungrig nach Neuem und satt zugleich... usw. Also höchst ungewöhnlich denn es war nicht unangenehm sondern höchstens ein wenig sonderbar.

Ich erzähle euch, was mich besonders beeindruckt hat und was mir für unsere Gruppe als besonders erwähnenswert erscheint.

Besonders beeindruckt hat mich die unglaublich wertschätzende Haltung und das Vorgehen von VK (Damit ich nicht immer Matthias Varga von Kibed schreiben muss erlaube ich mir in aller Hochachtung diese Abkürzung) Wird eine eher negativ besetzte Person oder Eigenschaft gestellt, titulierte er diese z.B. mit „ehrenwert“. Also z.B. das ehrenwerte Hemmnis. Damit hebt er eine negative Verbindung sofort auf!

Weiters der Umgang mit seinen KollegInnen und Einflussnehmern und Kommunikationspartnern sowie seiner Partnerin, Insa Sparrer. Er vergisst nie zu erwähnen, wer ihn bei welcher Methode beeinflusst hat, und macht das in einer wirklich beeindruckenden Art und Weise. Nebenbei hat er auch das „System der Systemischen Schulen“ und ihrer Mütter und Väter erklärt (mir sind daher erstmals die Unterschiede klar). Er meinte, wenn wir schon systemisch denken, dürfen wir unsere Vorfahren und unser System nicht vergessen.

Dann haben wir was wirklich Spannendes gemacht - eine völlig verdeckte Aufstellung - VK hat mit dem Aufsteller das Aufstellungsgespräch geführt, der Aufsteller hat ihm aber keine detaillierte Antwort laut gegeben sondern die Antwort gedacht. Bloß Skalierungsfragen wurden gefragt. Ja und dann wurde aufgestellt... Genaueres dazu entweder mündlich oder wenn ich die Flipchartprotokolle habe die VK erstellt hat (ca. 40 ... sooo fleißig ist er). Für mich war es deshalb so toll, weil es wirklich einfacher ist wenn frau nur die Strukturen und Wahrnehmungen der Aufstellung betrachten muss. Einfach faszinierend.

Ja und dann gibt es noch eine Besonderheit, die mich beeindruckt hat. Es werden Repräsentanten gewählt für vermutlich nicht ganz so wichtige Personen/Dinge/Eigenschaften, die aber in der Gruppe sitzen bleiben und nicht aufgestellt werden. Damit sind komplexe Strukturen einfacher und übersichtlicher, weil sich im Bild nicht alles drängt.

Und dann noch die Besonderheit, dass eine Person mehrere darstellen kann, aber unterschiedliche Körperwahrnehmungen zu den einzelnen Personen erfüllen soll und auch kann (z.B. der rechte Arm ist der ältere Bruder, der linke der jüngere).

Und der „paraleptische Arm“ - um Gefühle dort hin zu lenken und damit als Person nicht dauernd zu sehr beansprucht zu werden - man ist quasi verdoppelt....

Und dann die ausgeprägte Gestik von VK - bewusst eingesetzt, um Effekte zu erzielen (aus der Hypnotherapie).

Also wenn ihr neugierig geworden seid, ich kann euch mehr erzählen oder schreiben.

Außergewöhnlich für mich ist auch, dass ich jetzt schon im Zug schreibe...und im Moment gar nicht müde bin....

Und natürlich habe ich für mich selbst auch einige wichtige Entdeckungen gemacht... Ufff....

So, jetzt hör ich auf, weil die Batterie fast alle ist und hoffe von unserem Treffen von euch zu hören!!!

Alles Liebe Susanne

Ps. Hab mir auch zwei Bücher gekauft: Insa Sparrer und Varga von Kibèd: Ganz im Gegenteil; und ein spannendes über einen systemischen Dialog mit Hellinger (den Titel hab ich jetzt nicht präsent)... wenn ich sie gelesen habe, stehen sie zum Ausborgen bereit.

Soziale Arbeit und Kriminalpolitik: Zwischen Repression und Inklusion

Impulsreferat auf der Tagung „Zwischen Exklusionsverwaltung und Teilhabesicherung“, Wien 15. -18.04.2008.

Bernhard Lehr

In den letzten 40 Jahren (1968 Bewährungshilfegesetz, Strafvollzugsgesetz) wurde in Österreich die Sozialarbeit mehr und mehr in die Strafjustiz eingebunden, oder anders formuliert: von der Strafjustiz als Hilfe im Umgang mit straffälligen Menschen zugezogen sowohl für die Situation in Gefängnissen als auch außerhalb, vor – statt- oder nach Strafe.

Als sehr drastisches Bild verwende ich im Unterricht den Vergleich der Gefangenenzahlen zwischen USA und Österreich in den letzten 20 Jahren:

In den USA vervielfachte sich die Zahl von ca. 120 pro 100.000 Einwohnern auf derzeit 750, in Österreich blieb die Gefangenenzahl relativ konstant: von ca. 85 auf derzeit 95.

Das bedeutet, dass in Österreich umgelegt auf amerikanische Verhältnisse achtmal soviel Menschen in Haft sein müssten, also mehr als 60.000 Personen, was wohl einen Großteil der Klientel der hiesigen Sozialarbeit betreffen würde.

Ich behaupte, dass in Österreich, auch mit Hilfe der Sozialarbeit und natürlich mit einer entsprechenden Sozialpolitik, die Tendenz - aus den USA kommend und auf westeuropäische Länder übergreifend - noch abgewehrt werden konnte, so dass jene Menschen, die gesellschaftlich am Rande stehen, größtenteils nicht durch das Mittel einer repressiven Strafjustiz in ihrem Elend verwaltet werden. Die Entwicklung diversiver Maßnahmen kann hier nicht hoch genug eingeschätzt werden. Natürlich zeigen aber die Beispiele nordeuropäischer Länder, dass noch niedrigere Gefangenenzahlen erreichbar sind, Bsp.: Norwegen mit ca. 40 pro 100.000 Einwohner, und der gesellschaftliche Umgang mit deviantem Verhalten noch andere, konstruktive Varianten kennt.

So wie in den USA verhältnismäßig überproportional Menschen mit dunkler Hautfarbe aus sozialer Unterschicht im Gefängnis leben müssen, so sind in Österreich überproportional Menschen mit Migrationshintergrund und mit Bezug zu Drogenmissbrauch und -handel in Haft.

Hier lässt sich eine Steigerung der Gefangenenzahl in Österreich orten und damit auch ein Bereich, wo Soziale Arbeit die schwierigsten Bedingungen hat. Die zweite Steigerung liegt wohl in der Handhabung der bedingten Entlassung sowohl aus der Strafhaft als auch aus dem Maßnahmenvollzug, aber auch in der Strafpraxis durch hohe Strafrahmen und deren Anwendung. Auch hier hat die Sozialarbeit noch schwierige Praxisbedingungen. Letzteres bedeutet, dass hier eine Situation herrscht, in der Sozialarbeit sehr bewusst ihre Rolle und Position betrachten muss.

Die Rolle der Sozialen Arbeit stilisiere ich als „Vermittlerin“ – C - zwischen zwei Systemen - A und B -, einerseits die sogenannten „Abweichenden, Kriminellen“ und auf der anderen Seite die „recht-schaffende und rechtschaffene Gesellschaft“.

SozialarbeiterInnen sollten fähig sein, beide Systeme als Partei, als AuftraggeberIn, als KlientIn zu sehen. Sie sollten nicht nur helfend und beratend für eine Seite tätig sein, sondern auch für die andere. Insofern ist das ursprüngliche „Beiziehen, Zuziehen“ von Sozialarbeit durch die Justiz eine Aufforderung und Frage um Hilfe im Umgang mit Menschen, die für die Justiz (und andere) schwierig geworden sind. Es besteht also für

die Sozialarbeit die Aufgabe, der Justiz, damit auch der Gesellschaft, in der „dysfunktionalen“ Interaktion mit ihrer Klientel zu helfen.

Wie Sozialarbeit in dysfunktionalen Beziehungen arbeiten könnte und mit welchem theoretischen Modell, soll kurz erwähnt werden:

Das Wiener Modell der Systemischen Sozialarbeit, das die Bearbeitung bzw. Lösung der dysfunktionalen Beziehung in den Fokus stellt. Es ist ja nicht nur die Politik, die versucht, uns für Reproduktion von gesellschaftlicher Normalität und somit in die präventive und reaktive Bearbeitung von Abweichung zu benützen, sondern es sind auf der anderen Seite auch die Verzweifelten, die Abweichenden, die uns für ihre Ziele verwenden möchten. Wir sind durch unseren Beruf also angesprochen von zwei Seiten eines Konfliktes, in dem es darum geht, dass keine der beiden Seiten freiwillig nachgeben will oder kann, dass jede der beiden Seiten glaubt, dass eine Lösung nur dann möglich ist, wenn die andere Seite sich ändert. Die Versuchung ist groß, sich auf die Seite derer zu stellen, die als die Schwächeren erscheinen; zu leicht ist die Identifikation mit dem Leidenden, sind wir doch alle schon die Leidenden gewesen, die Kleineren, die Schwächeren. Und erleben uns vielleicht auch jetzt noch so gegenüber denen, die die Macht haben, die Steuergelder zu verteilen und uns dadurch ängstigen können. In einem Konflikt aber kann eine Lösung nur dann dauerhaft sein, wenn sie von beiden Seiten akzeptiert ist: In unserem Fall also von der Politik einerseits und von den sogenannten Klienten andererseits. Unsere Lösungen müssen dies berücksichtigen, sonst sind wir zum Scheitern verurteilt und arbeiten denen in die Hände, die da meinen, Abweichung sei nur durch Auslöschung lösbar. Eine dysfunktionale Beziehung erklärt Milowiz als endlosen Kampf um den Umgang miteinander, wo beide Seiten ständig eine Änderung vom Anderen verlangen, sei es durch Worte, durch Gewalt (erlaubte staatliche oder unerlaubte delinquente Gewalt), durch Krankheit oder durch Sozialarbeit. Übernehmen wir den Auftrag der Politik, dann stellen wir uns auf die eine Seite des Konfliktes, verweigern wir ihn und verstehen uns als Anwalt der indizierten Klienten, dann stehen wir auf der anderen Seite. Beides stellt eine Fortführung des Kampfes dar. Ein Kampf ist aber erst dann wirklich beendet, wenn beide Seiten wieder ja sagen können zu einander, zu der Beziehung, wie sie sich dann abspielt. Es ist in diesem Sinne weniger wichtig, wer gewinnt, oder ob einer gewinnt, sondern dass es für beide Seiten akzeptabel wird. Und unser Trick, mit dem wir manchmal Lösungen herbeiführen können, heißt: Gelingt es, in diese Kampfbeziehung eine Änderung einzuführen, dann hat das meist weitere Änderungen zur Folge.

Solche Änderungen geschehen im sozialarbeiterischen Alltag als auch in Interaktionen von größeren Systemen.

Literatur:

Milowiz, Walter: Teufelskreis und Lebensweg – systemisches Denken in der Sozialarbeit

Wien NewYork 1998

Internet: www.asys.ac.at

Der folgende Artikel ist - wie schon die von B. Kraus in BASYS 17 und 18 und R. Lindner in BASYS 22 – eher der soziologischen Systemtheorie von Niklas Luhmann zuzuordnen, die vor allem in Deutschland das Feld der systemischen Sozialen Arbeit weitgehend bestimmt. Da sich in Deutschland nun die „Deutsche Gesellschaft für systemische Soziale Arbeit“ gebildet hat, verstehen wir Ronny Lindners Artikel als weiteres Angebot zur Auseinandersetzung mit den Unterschieden zwischen der Luhmannschen und der Wiener Schule.

Hauptsache Kopplung

Eine Definition niederschwelliger Sozialarbeit

Ronny Lindner

Abstract

Die nachfolgenden Überlegungen machen der Sozialen Arbeit das Angebot, die niederschwellige Arbeit als unverzichtbaren und äußerst gewinnbringenden Bestandteil ihres Alltagsgeschäftes aufzufassen. Sie werden aufzeigen, dass man es hierbei mit weit mehr zu tun hat als einem diffusen Synonym für das, was gemeinhin mit Methoden wie aufsuchender Arbeit, Streetwork oder dem akzeptierenden Ansatz bezeichnet wird. Niederschwellige Arbeit (im folgenden wird auch erörtert, dass aus gutem Grunde von Niederschwelliger Sozialarbeit gesprochen werden kann) ist ein Modus, auf den Soziale Arbeit in beinahe all ihren Ausformungen bei Bedarf „umschalten“ kann, um sich durch schwierige Phasen hindurchzumanövrieren. Weiterhin wird dieser Modus mittlerweile derart professionell und organisiert betrieben, dass solche Phasen von geschulten Praktikern kaum mehr als schwierig empfunden werden – geschweige denn von externer Seite, also etwa der Gesellschaft, eine Legitimation dessen, was da eigentlich vor sich geht, eingefordert wird.

|

Im Anschluss an die Luhmannsche Systemtheorie liegen mittlerweile mehrere brauchbare, vollständige und fragmentarische Beschreibungen dessen vor, was Soziale Arbeit ist bzw. wie sie sich in die funktional differenzierte Gesellschaft einpasst (vgl. z. B. Baecker 1994; Fuchs/Schneider 1995; Maaß 2007). Unzählige Theoretiker beziehen sich in ihren Analysen von Methoden, Interventionstechniken oder Arbeitsformen Sozialer Arbeit auf diese Beschreibungen. Das, was in sozialarbeiterischen Kontexten gern Niederschwellige Arbeit genannt wird, hielt sich lange im Schatten solcher theoretischer Arbeiten auf. (Eine der wenigen Ausnahmen: Albert Scherr geht, jedoch auf organisatorischer Ebene und sehr kurz, auf niederschwellige Angebote ein; vgl. Scherr 2001, Abschnitt 4.) Bei Bedarf wurde in der Praxis der niederschwelligen Arbeit auf Methoden und Techniken aus der (u.a.) sozialarbeiterischen Theorie, welche die jeweiligen Praktiker gerade beherrschten, zurückgegriffen, ansonsten setzte man vor allem auf das Schlagwort „Nähe zum Klientel“. Mittlerweile wird der Ruf nach systematischer Anleitung und Formalisierung aus der Praxis jedoch lauter und die Suche nach theoretischer Orientierung wird intensiver und nicht zuletzt auch anspruchsvoller. In diesem Sinne möchte der vorliegende Text Grundlagen schaffen und definieren, wie man Niederschwellige Sozialarbeit im Kontext der vorliegenden Beschreibungen Sozialer Arbeit (vor allem im Anschluss an Fuchs/Schneider 1995 und Maaß 2007) verstehen könnte.

Vorausgesetzt wird dabei, dass die moderne Gesellschaft sich in den letzten Jahrhunderten von der stratifizierten zur funktional differenzierten Gesellschaft entwickelt hat.

(Dies kann hier nur ganz kurz skizziert werden; vgl. zu den gesellschaftstheoretischen Überlegungen allgemein Luhmann 1997.) Soziale Adressen sind nicht länger durch die Zugehörigkeit zur jeweiligen Schicht bestimmt sondern erlangen ihre gesellschaftliche Relevanz mittels Chancen zur Inklusion in die Funktionssysteme. Dies bedeutet, dass grundsätzlich alle die Chance von dieser Form gesellschaftlicher Teilhabe besitzen, niemand ist prinzipiell oder von Geburt an aus einem oder mehreren Funktionssystemen ausgeschlossen. Im Gegenteil, die Weltbeobachtungen der Funktionssysteme, die über binäre Codes schematisiert sind, werden über Präferenzen (bevorzugte Seiten der Codes) so ausgerichtet, dass möglichst viel spezifisch funktionssystemische Kommunikation stattfinden kann.

Parallel und dazu passend hat die Semantik der modernen Gesellschaft ein „Inklusionsdogma“ ausgeprägt: Spätestens seit der Aufklärung und der „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“-Forderung der französischen Revolution verwurzelt sich die Idee einer möglichen Teilhabe Aller an Gesellschaft tief (vor allem im Zusammenhang mit dem Anspruch der Gleichheit, vgl. Fuchs/Schneider 1995; S. 207ff.). Diese Chance zur Inklusion für jedermann ist jedoch eher ideell orientiert und faktisch nicht gegeben. Wenn der Anspruch einer Partizipationsmöglichkeit eines Jeden semantisch tief verwurzelt aber de facto, das heißt nach den Weltbeobachtungen von Beobachtern, nicht gegeben ist, liegt die Entwicklung von Mechanismen nahe, welche sich an dieser Diskrepanz abarbeiten. Und so kondensiert im Zuge der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung ein sekundäres Primärsystem, das sich, wie das Gesundheitssystem (vgl. Fuchs 2006) „in die Lücken drängt“, die sich im Vollzug der Funktionssysteme auftun. In diesem Sinne lässt sich die Soziale Arbeit als die Klasse aller Kommunikationen definieren, die dabei helfen Inklusionen zu ermöglichen, sie zu simulieren, Exklusionen zu verhindern oder auch Exklusionen zu verwalten (vgl. z. B. Maaß 2007; S. 5).

Wie erwähnt liegen detaillierte Untersuchungen dieses Funktionssystems vor, es wurden neben der Funktion auch andere Merkmale für Funktionssysteme wie ein binärer Code (Fall/Nichtfall; womit zugleich die analytisch sehr wichtige Unterscheidung zwischen „besonderen“, also sozialarbeiterisch zu bearbeitenden, und nicht besonderen Ungleichheitslagen abgedeckt wäre, vgl. Fuchs/Schneider 1995; S. 213ff.) oder ein symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium (der sozialarbeiterische Anspruch, vgl. Maaß 2007) definiert. Demzufolge kann sich die sozialarbeiterische Kommunikation nur autopoietisch fortsetzen, wenn Weltphänomene sich auf die Fall-Seite, die präferierte Seite der sozialarbeiterischen Codierung, beziehen lassen. Nur was „Fall“ ist, kann sozialarbeiterisch kommuniziert werden. Für den Bezug auf diese Codeseite ist die Soziale Arbeit auf ein Medium angewiesen, welches die Selektion anleitet und somit ermöglicht: den sozialarbeiterischen Anspruch. Sozialarbeiterische Hilfe wird nur dann geleistet, wenn ein (vertraglich bzw. gesetzlich abgesicherter und sozialarbeiterisch relevanter) Anspruch darauf besteht. Nur dann können Weltereignisse in „Fälle“ umgewandelt werden, nur dann kann sozialarbeiterische Kommunikation, das „Fällen“ (Begriffsvorschlag von Maaß 2007; S. 20), prozessiert werden.

II

Geht man also davon aus, dass Soziale Arbeit ein Funktionssystem ist und sich in der skizzierten Form mittels Weltbeobachtungen nach dem binären Schema Fall/ Nichtfall fortsetzt, dann kann auch davon ausgegangen werden, dass diese Weltbeobachtungen nicht immer reibungslos ablaufen. Systeme operieren zwar reibungslos (dadurch sind sie als Systeme definiert, wenn man den Begriff der Autopoiesis ernstnimmt; vgl. z. B. Luhmann 1987; Kapitel 1), aber ihre Beobachtungen können auf Probleme

stoßen, welche dann mit Beobachtungen, die auf diese Probleme bezogen sind, angearbeitet werden müssen (vgl. z. B. Luhmann 1987, Kapitel: Widerspruch und Konflikt, S. 488ff.). Es werden also „außerplanmäßige“ Beobachtungen erforderlich, die den „eigentlichen“ Beobachtungsmodus unterbrechen. Diese Änderungen bestehen aber lediglich auf beobachtender Ebene - operativ, d.h. im autopoietischen Anschluss von Operationen an Operationen des gleichen Typs, bleibt alles beim Alten. Besonders drastisch erscheinen derartige Situationen, wenn sie Beobachtungen nach sich ziehen, welche die operative Anschlussfähigkeit des Systems in Frage stellen. Sozialarbeiter werden täglich mit diesen Situationen konfrontiert: Familien, die um ihren Fortbestand bangen, mittellose Klienten, die keine Ansprüche auf offensichtlich erforderliche Hilfeleistungen haben und infolgedessen ihre Anteilnahme an kommunikativen Prozessen gefährdet sehen usw.

Sobald Probleme auftauchen, die gewohnte Beobachtungen „stocken“ lassen (der Begriff soll hier verwendet werden für einen unplanmäßigen Abbruch von „im Fluss“ befindlichen Beobachtungen; vgl. Baecker 2002; S. 129ff.), d.h. Probleme als nicht sofort und ohne spezifische Beobachtungen lösbar erscheinen und dabei den eigenen Fortbestand in Frage stellen, flackert ein Signal auf (vgl. Luhmann 1987; S. 509) und es wird in der Folge ein Agieren angestrebt, welches auf das Problem bezogen ist (vgl. Baecker 2002, S. 126ff.). Andere Beobachtungen werden währenddessen zunächst zurückgestellt. Sozialberatung ist ein Phänomen, das genau auf eine solche Situation reagiert: Ein System stockt, man weiß nicht weiter und nimmt eine Beratung (und damit auch Zeit und eine gewisse Sicherheit) in Anspruch, während der auf das Problem bezogen beobachtet wird, andere Beobachtungen zurückgestellt werden können und somit die stockenden Beobachtungen in (auf das Stocken bezogene) nicht-stockende Beobachtungen überführt werden (vgl. Lindner 2004; Kapitel 2).

Soziale Arbeit unterliegt in ihrer Eigenschaft als System auch diesen Gesetzmäßigkeiten, d.h., es darf angenommen werden, dass sie von Zeit zu Zeit in ihren Beobachtungen auf Probleme trifft, welche sie stocken und dann auf dieses Stocken bezogen agieren lassen. Probleme in diesem Sinne wären Ereignisse, in denen die Anschlussfähigkeit von Operationen an Operationen im Funktionssystem fraglich oder zumindest Thema ist, das System sich also darüber klar wird, dass seine eigene autopoietische Fortsetzung keine Selbstverständlichkeit sondern kontingent ist (vgl. zum Begriff der Kontingenz: Luhmann 1987, S. 148ff.). Dies geschieht, wenn die sozialarbeiterischen Programme für gewisse Situationen keine adäquaten Beobachtungsmöglichkeiten zur Verfügung zu stellen scheinen und Beobachter dann in der Reaktion darauf eben dies beobachten: Dass keine adäquaten Beobachtungsmöglichkeiten vorliegen. In der Feststellung dieses Sachverhalts reagiert das System bereits und schließt, im Zuge der Suche nach geeigneten Beobachtungsmöglichkeiten, operativ an Operationen an. (Auch dies kann wieder sehr anschaulich an Luhmanns Untersuchungen zum Widerspruch studiert werden; vgl. Luhmann 1987; Kapitel 9; besonders S. 501ff.)

Wie aber können solche Probleme, die das Funktionssystem stocken lassen, konkret aussehen?

Im Anschluss von sozialarbeiterischen Kommunikationen an ebensolche ist Soziale Arbeit, wie die anderen Funktionssysteme auch, immer an die Konstruktion von Adressen gebunden (nur so kann in Soziale Arbeit inkludiert werden; vgl. eine kurze Zusammenfassung des Verhältnisses von Funktionssystem und Adresse: Maaß 2007; S. 3ff.). Und diese Konstruktion erfordert grundsätzlich ein gewisses Maß an Mitwirkung (oder

auch „gewähren lassen“) durch die Personen bzw. Bewusstseinsysteme, auf die abgezielt wird: Sie müssen als Adressaten von sozialarbeiterischer Kommunikation verfügbar sein. Klassisches Helfen, z. B. im Rahmen der Armenfürsorge, konnte sich in dieser Hinsicht immer auf stabile Kopplungen verlassen. Wie aber können die Teilnahmemechanismen von Personen verbessert werden, die zwar offensichtlich (d.h. in den Begriffen der Sozialen Arbeit) wenig oder gar nicht gesellschaftlich partizipieren, jedoch auch vom Funktionssystem Soziale Arbeit nicht als Adressen konstruierbar sind, weil es an Kopplungsbereitschaft seitens der Systeme fehlt und diese Bereitschaft auch nicht über Hilfsmittel wie etwa drohende Sanktionen hergestellt werden kann? Was kann man tun, wenn Hilfen zwar ohne weiteres vollziehbar wären, rechtlich, politisch und wirtschaftlich abgesichert sind, aber die Konstruktion der Adresse aufgrund fehlender Motivation dennoch nicht gelingen will? Für welche Seite des binären Schemas Fall/Nichtfall ist dann zu entscheiden und wie kann die Wahrscheinlichkeit für die Konstruktion eines Falles auch in diesen Situationen erhöht werden?

Hier stocken die Beobachtungen des Funktionssystems. Zunächst steht es vor einem Problem, welches eigentlich keines des Systems ist, denn der Anschluss von „Fällen“ an „Fälle“ wäre gesichert, wenn die Umwelt mitspielen würde. Es liegen funktionssystemische Beobachtungsmöglichkeiten bereit, aber die Organisationen sind offenbar nicht in der Lage, die stabile Konstruktion einer Adresse zu gewährleisten. Die Personen, auf die abgezielt wird, (und/oder ggfs. auch deren Umwelt) sind nicht bereit, an der Kopplung mitzuwirken, welche dann eine stabile Adresse zur Folge hätte.

Wie Dirk Baecker aufgezeigt hat (vgl. Baecker 2002; S. 126ff.), holen sich Systeme in solchen Situationen gern Unterstützung durch ein sogenanntes „Kamel“ (nach der Geschichte vom 18. Kamel, sie wird im Anhang des Textes zitiert). Kamele nennt er (im Anschluss an Luhmann) nützliche kleine Hilfsmittel, die nicht zum verfügbaren Arsenal eines Systems gehören, aber dennoch in Situationen des Stockens von ihm quasi „eingemogelt“ werden können. (vgl. Baecker 2002; S. 127ff.) Um seine Beobachtungen anzuschieben, bedient sich das System eines Hilfsmittels, welches ihm nicht zur Verfügung steht. (Es steht nicht zur Verfügung, weil es dem spezifischen Operationsmodus des Systems eben hinsichtlich dieser Spezifik nicht genügt.) Das Kamel wird dabei nicht „tatsächlich“ in das System „hineingemogelt“, es genügt eine gleichsam virtuelle Präsenz und ein ebenso virtuelles Einmogeln. Es löst Blockaden, indem es Beobachtungen ermöglicht, die nur durch sein Vorhandensein so beobachtet werden konnten. In dieser Weise werden z. B. Berater in Familienberatungen quasi in die Familie hineingemogelt, obwohl sie nicht tatsächlich Bestandteil des familiären Systems sind, und können so Reflexionen anregen, welche die Familie Außenstehenden nie zugestanden hätte (vgl. Lindner 2004; S. 96ff.). Das Gesundheitssystem verfügt z. B. im Kontext von „Zwangseinweisungen“ über ein solches Kamel, mit dem im Bedarfsfall Unterstützung von außen geholt werden kann, um Behandlungen zu ermöglichen.

Phasen, in denen Systeme „kamelgestützt“ beobachten, können wir im Anschluss an Eric M. Leifer „local action“ nennen (vgl. zum Konzept: Leifer 1988; besonders S. 867ff.). Er hatte beobachtet, dass sich im Aufeinandertreffen von Personen vor der Festlegung der Rollen etwas ganz Eigenes abspielt: Es gibt scheinbar kein zielgerichtetes Handeln, alle Beteiligten agieren um des reines Agierens willen und überbrücken so eine Phase der Unsicherheit, local action genannt. Sobald sich die Rollen dann aus dieser Unsicherheit heraus festlegen ließen, schalteten alle wieder auf „global action“, d.h. auf zielgerichtetes Agieren um. Während der local action beobachten Systeme

scheinbar nur um des Beobachtens willen, sie operieren und warten auf passende Beobachtungen und darauf, dass die Dinge wieder anders werden.

Soziale Arbeit ermöglicht in all ihren Ausformungen derartiges Agieren (vgl. wiederum und besonders am Beispiel von Sozialberatung: Lindner 2004; S. 91ff.). Sie legitimiert Zeiten, in denen Klientensysteme in der Reaktion auf ein Stocken local action betreiben und stellt auf local action spezialisierte Hilfsmittel und bei Bedarf auch entsprechende Kamele zur Verfügung. Das Ziel einer jeden local action muss dabei immer das Umschalten auf global action sein. Nur mit dieser Aussicht kann die Phase der local action, die ja eine Krise darstellt, hoffnungsvoll und damit auch produktiv nicht zuletzt legitimiert ablaufen. Für die Soziale Arbeit bedeutet dies, dass Hilfen entweder abschließbar sein müssen oder sich (z. B. im Rahmen von Exklusionsverwaltung) Hilfen so normalisieren lassen müssen, dass sie für die Klientensysteme Bestandteil einer global action sind. Zusammengefasst: local action kennzeichnet eine Phase der Krise, des problembezogenen Beobachtens und ist nur im (deutlich sichtbaren) Unterschied zu einer (ebenso deutlich sichtbaren) global action produktiv (und denkbar).

III

In der Regel kann sich Soziale Arbeit darauf verlassen, dass die Kopplung an Klientensysteme, sei es durch z. B. Leidensdruck, die Aussicht auf Verbesserung des Lebensstandards oder auch drohende Repressalien, für das Prozessieren sozialarbeiterischer Kommunikation hinreichend stabil ist. Die Klientensysteme stocken. Was aber tut die Soziale Arbeit, wenn die Klientensysteme zwar alle Merkmale für eine Adress- bzw. Fallbildung aufweisen, sie aber die notwendige Bereitschaft zur Kopplung nicht aufweisen, z. B. weil sie dem Hilfesystem gegenüber misstrauisch sind oder weil ihre eigenen Beobachtungen schlicht nicht stocken? Eine Möglichkeit wäre, sich hier für die Nichtfall-Seite der Binärcodierung zu entscheiden und diese Adressen, wenngleich sich offensichtlich Exklusionsmerkmale oder entsprechende Bedrohungen finden lassen, für die Soziale Arbeit als nichtrelevant zu behandeln. Auch wenn potentiell Klientel in das „Raster“ passt, würden dann keine Hilfen geleistet, weil sie nicht ermöglicht bzw. angenommen würden.

Dem widersprechen jedoch mehrere Gründe: Erstens stellt solches Klientel einen gesellschaftlichen Grundpfeiler, nämlich das „Inklusionsdogma“ ganz offensichtlich in Frage, was offenbar, zumindest für die Programme verschiedener Organisationen der Sozialen Arbeit, hinreichend „problematisch“ ist, um Fallkonstruktionen anzuschließen. Zweitens sind Funktionssysteme „gefräßig“, ihre Weltbeobachtungen sind an der Präferenzseite des Codes orientiert, sie benötigen Adressen für die autopoietische Fortsetzung. Dementsprechend kann es sich kein Funktionssystem leisten, potentielle Adressen aufgrund von programmatischen Problemen dauerhaft nicht zu bearbeiten. Es mag Unsicherheiten darüber geben, inwiefern dies auch für sekundäre Primärsysteme zutrifft, hinsichtlich einer im historischen Ablauf steigenden Rekursivität und Eigenkomplexität und mit einem Blick auf die programmatische Ebene sozialarbeiterischer Organisationen (z. B. den scheinbar unkontrolliert ausufernden Bereich der sogenannten Prävention) darf jedoch von einer zunehmenden Verselbständigung der Fallkonstruktionen und einer zunehmenden Unabhängigkeit Sozialer Arbeit von „tatsächlichen“ klientischen Exklusionen aus den Primärsystemen ausgegangen werden (dass damit in manch anderer Hinsicht Abhängigkeiten steigen, ist selbstverständlich und offensichtlich). Drittens kann die Soziale Arbeit bei genauerer Betrachtung der konkreten organisatorischen Ebene überhaupt nicht konsequent für Nichtfall ent-

scheiden, denn die moralisch gefärbten Programme vieler sozialarbeiterische Organisationen lassen ein solches Kriterium als Voraussetzung für eine Entscheidung für Fall wohl kaum zu (und wenn doch, springen andere Organisationen ein – das Funktionssystem hat also vorgesorgt). Auch kopplungsunwillige Klientensysteme sind also Fälle. Die Soziale Arbeit hat in solchen Situationen kein Problem mit dem Codebezug, sie hat lediglich ein Kopplungsproblem.

Wie also kann sie ihre Funktion erfüllen, wenn sie auf ein Problem trifft, welches sie eigentlich nicht hat?

In der Reaktion auf dieses Stocken geht das Funktionssystem in eine Phase über, während der das Problem (jetzt können wir sagen: das Kopplungsproblem) im Mittelpunkt steht. Die Operativität steht dabei für den Theoretiker zu keinem Zeitpunkt in Frage, der Fallbezug gelingt durch die Konstruktion des Klienten als „Klient mit Kopplungsproblem“. Für das Funktionssystem steht die Operativität aus den erwähnten Gründen sehr wohl in Frage, es läuft nämlich (zunächst) auf den Widerspruch auf, dass offensichtliches Klientel zugleich kein Klientel zu sein scheint und betreibt infolgedessen local action. Diese Phase, in der es ausschließlich um auf das Problem der Kopplung bezogene Beobachtungen geht und die zugleich mit einer Entscheidung für die Fallseite der Codierung verbunden ist, soll als Niederschwellige Sozialarbeit bezeichnet werden. Sie ist ein Modus, in dem das Funktionssystem, für einen kurzen Moment oder für längere Zeit, local action betreibt, also in einer Krise steckt und sich nicht auf sein Alltagsgeschäft sondern ausschließlich auf die Kopplung eines Klientensystems an das Funktionssystem konzentriert. Es geht hierbei nicht um Hilfeleistungen zum Zweck der Inklusion in andere Funktionssysteme (wenngleich diese im Vollzug Niederschwelliger Sozialarbeit, die ja Soziale Arbeit ist, langfristig beabsichtigt sind oder auch kurzfristig als „Lockmittel“ genutzt werden), es geht um die Inklusion in Soziale Arbeit, um reines „Fällen“, um Kopplung um jeden Preis.

Im Moment der Entscheidung für die local action gelingt die Konstruktion, im Zuge ihres Vollzuges die Stabilisierung von Adressen, die sonst fraglich wären. Niederschwellige Sozialarbeit erfüllt während dieser local action für das Funktionssystem mehrere Aufgaben: Zum einen macht sie es möglich, im Hinblick auf die „nicht anders erreichbaren“ Adressen Soziale Arbeit zu prozessieren. Es wurden Fälle konstruiert, das Funktionssystem operiert. Zum anderen werden die Adressen im Zuge der niederschweligen Hilfeleistungen stabilisiert, es wird Misstrauen abgebaut, es wird an Motivation gearbeitet usw., so dass Klientel gegebenenfalls an nicht niederschwellige Hilfen herangeführt oder, wenn es zuvor schon an nicht niederschwelliger sozialarbeiterischer Kommunikation partizipiert hatte, wieder herangeführt wird. So wird in Aussicht gestellt, dass zukünftig im Rahmen der Kopplung an die entsprechende Adresse nicht niederschwellige Hilfen prozessiert werden können, was gleichzeitig für das Funktionssystem den Übergang zu global action bedeuten würde. Gelingt dieser Übergang (noch) nicht, so werden die Adressen im Zuge der Niederschweligen Sozialarbeit doch zumindest „in Reserve“ gehalten und man versucht es später, wenn die Bedingungen günstiger sind, vielleicht erneut.

IV

Mit der Konzeption einer Niederschweligen Sozialarbeit können sich die Organisationen und Mitarbeiter der Sozialen Arbeit also eines Beobachtungsmodus bedienen, der das Funktionssystem vom Stocken seiner Beobachtungen an durch die daran anschließende Krise begleitet und ihm somit local action ermöglicht. Damit ist jedoch nicht geklärt, wie Niederschwellige Sozialarbeit mit dem Gegensatz umgeht, einerseits ein Modus Sozialer Arbeit zu sein und andererseits auf die Kopplung von Klientensystemen anzuzielen, die eben diese Kopplung mit der Sozialen Arbeit ablehnen. Die Vermutung ist, dass hierbei „gemogelt“ wird, und zwar auf eine ähnliche Weise, wie es Berater in Beratungssituationen tun, wenn sie sich der Imagination von Wissen und Möglichkeiten bedienen, welche nicht verfügbar sind (vgl. Baecker 2002, S. 141ff.). Die Niederschwellige Sozialarbeit muss sich, sofern sie Soziale Arbeit ist und dennoch auf Klientel abzielt, das nicht stockt, das misstrauisch und „unmotiviert“ ist, einer Mogelei bedienen. Sie muss ihre Operationen und ihre Beobachtungen (und vor allem und gerade: ihre damit verfolgten Absichten) dem anvisierten Klientel gegenüber auf eine Weise präsentieren, welche dieses zur Kopplung animiert. Sie muss dabei auf Beobachter bauen können, die unter Berücksichtigung der Zentralität der Kopplung nicht nur die Unterscheidung von Funktionssystem und Klientensystem sondern auch die von Funktionssystem und Gesellschaft im Auge haben. Denn nur von gesellschaftlicher Seite kann das kommen, was in das Funktionssystem eingemogelt werden muss und letztlich die Kopplung von Funktions- und Klientensystem ermöglicht: Das Kamel.

Dieses Kamel wäre darin zu finden, dass dem Klientel im Rahmen einer Niederschweligen Sozialarbeit ein Angebot gemacht wird, welches genau das Angebot zu sein scheint, was das jeweilige Klientel braucht, um darüber hinwegzusehen, dass es mit Sozialer Arbeit konfrontiert wird: Im gemeinsamen Zeitverbringen, ohne dass dafür Bedingungen gestellt werden, im Zur-Verfügung-stellen von Räumen, ohne darum kämpfen zu müssen, im Tauschen von Spritzbesteck, ohne dafür an Beratungsgesprächen teilnehmen zu müssen, im Angebot einer aktiven Freizeitgestaltung, ohne sich verbindlich auf dieses einlassen zu müssen. Und letztlich ist es auch das Angebot einer Beziehung zu (szenefremden) „Repräsentanten der Gesellschaft“ (einschließlich Sozialer Arbeit), die nicht mit Sanktionierung, Misstrauen oder Ansprüchen an das Klientel verbunden ist sondern auf Akzeptanz, Respekt und ähnliche Schlagworte setzt, welche die Tarnung der Sozialen Arbeit ermöglicht.

Es ist genau diese Anspruchslosigkeit, die nur einseitige Verbindlichkeit, das „Du-musst-nix-tun-Bleib-wie-du-bist“-Angebot, welches an die entsprechenden Systeme gemacht wird und das, sobald es angenommen wird, die sozialarbeiterische Kommunikation in Gang setzt. Dieses Angebot grenzt sich deutlich von vielem ab, was sonst sozialarbeiterisch typisch ist und erreicht damit jenes Klientel, das sonst nicht erreicht wird. Die Kommunikation folgt dabei nicht ganz den Regeln für übliche sozialarbeiterische Kommunikation, sie ist „kamelgestützt“. Sie bereitet die Adressen für die nicht entsprechend gestützte Kommunikation (also die klientensystemische local action bei funktionssystemischer global action) vor, kann dabei aber zu keiner Zeit auf das Kamel verzichten. Solange das Klientensystem nicht stockt, ist es nur im Rahmen der sozialarbeiterischen local action, nur mithilfe des Kamels als Klientensystem und somit als Adresse des Funktionssystems verfügbar. Entzieht man das Angebot und gibt die Tarnung auf, verzichtet man also auf das Kamel und will sozialarbeiterische local action betreiben, verschwindet auch das Klientensystem. Wenn notwendig, wird diese

Tarnung im Praxisalltag Klienten dann mit eher allgemeinen Floskeln über das Leisten von Hilfen oder ein Dasein für jene, für die sonst niemand da ist oder auch dem Verweis auf die materielle Hilfen (Spritzentausch, Essen, Wärme) erklärt. Die Kopplung an sich, die Bindung an Soziale Arbeit, welche damit erreicht wird, bleibt dabei im Verborgenen.

Indem sich die Niederschwellige Sozialarbeit mit der Mischung aus Angebot und Tarnung eines Kamels bedient, mogelt sie. Sie nimmt einen Beobachter in Anspruch, der ein Kamel „hereinbittet“, das grundsätzlich nicht Bestandteil der Sozialen Arbeit ist. Der Beobachter sucht die Gesellschaft auf Möglichkeiten dahingehend ab, dem Klientel genau das für die Kopplung notwendige Angebot zu unterbreiten und tarnt die Soziale Arbeit hierzu bei Bedarf auch als Nicht-Soziale-Arbeit. Der Beobachter verfährt dabei wie der Mullah in der Geschichte vom 18. Kamel: Er sitzt quasi auf der Grenze des Funktionssystems, behält beide Seiten im Auge und öffnet bei Bedarf eine Tür, um das Kamel hereinzubitten. Dabei ist nicht zu vergessen, dass der Beobachter jederzeit bereit sein muss zu verschwinden, nämlich dann, wenn Klientensysteme stokken und es Zeit für nicht-niederschwellige Sozialarbeit wird. Als Beobachter diesen Typs betätigen sich in der Regel Sozialarbeiter, die bereit sind, blitzschnell zwischen den Beobachtungsmodi Niederschwellige Sozialarbeit und nicht-niederschwellige Sozialarbeit zu switchen und sich, wie der Mullah, damit auch als Kamelbesitzer bzw. -verwalter betätigen. Derartiges vollzieht sich z. B. in Beratungssituationen, in denen Klienten „wegzubrechen“ drohen: Man sucht nach eben dem Angebot, nach genau dem Stimulus der Motivation, den das Klientensystem braucht, um wieder in den Beratungsprozess einsteigen zu können und greift dabei auf eben typisch niederschwellige Akte wie etwa „Nachtelefonieren“ oder „Verfügbarkeit außerhalb der Öffnungszeiten“ zurück.

V

Folgt man der These, dass Niederschwellige Sozialarbeit sozialarbeiterische local action ist, so lässt sich ihre Aufgabe allgemein in der Ermöglichung von „fällenden“ Operationen sehen: Sie verhilft dem Funktionssystem dort zu Anschlüssen, wo andernfalls keine sichtbar wären. So werden ganz spezielle Adresskonstruktionen ermöglicht, die ohne die Niederschwellige Sozialarbeit unmöglich wären. Die Beobachtungen, die im Bezug auf diese Adressen im Funktionssystem durchführbar werden, sind aufgrund der Unterstützung durch und dem Angewiesensein auf ein Kamel ebenfalls ganz speziell und von den „kamelfreien“ Beobachtungen eben dadurch abzugrenzen. So wäre demnach Niederschwellige und nicht-Niederschwellige Sozialarbeit zu unterscheiden. Darin, dass mit den Konstruktionen von Adressen und zugehörigen Stabilisierungsbemühungen eine Inklusion in Soziale Arbeit und somit für das Funktionssystem der fortgesetzte Anschluss von „Fällen“ an „Fällen“ ermöglicht wird, liegt somit die eigentliche Aufgabe, welche die Niederschwellige Sozialarbeit für die Soziale Arbeit zu erbringen hat. In ihrem Status als local action ermöglicht sie („kamelgestützte“) Beobachtungen für das Funktionssystem im Funktionssystem.

Für die „Kopplungsarbeit“ mit den Klientensystemen hat das folgende Konsequenzen: Auf organisatorischer Ebene: Niederschwellige Sozialarbeit knüpft über Organisationen bzw. deren Mitglieder Kontakte zu Personen oder Gruppen, die als Klientel Sozialer Arbeit (präventiv oder akut) in Frage kämen und baut stabile Kopplungen auf. Diese Kopplungen verfolgen das Ziel, die Klientensysteme (und somit die Adressen für das Funktionssystem) zunächst bereitzuhalten, quasi „in Reserve“ zu halten“ und sie derart und währenddessen (gegebenenfalls) darauf vorzubereiten, dass im Bezug auf

sie nicht-niederschwellige Sozialarbeit prozessiert werden kann. Dieser Übergang ist nicht zwingend erforderlich, aber seine Möglichkeit muss immer im Raum stehen, gleichsam am Horizont sichtbar sein. Dies wiederum ist unbedingt erforderlich, da die local action des Funktionssystems nur in der deutlichen Unterscheidung von einer global action eine local action sein kann. Aus der Perspektive der Klientensysteme muss während dieser Zeit global action betrieben werden. Sobald Klientensysteme nämlich stocken und nach Möglichkeiten des Betriebens einer local action Ausschau halten, kann „kamelfreie“ Soziale Arbeit, also das Prozessieren nicht-niederschwelliger Hilfen starten.

Auf interaktiver Ebene: Niederschwellige Sozialarbeit ist als „momenthafte“ sozialarbeiterische Kommunikation in allen Arbeitsbereichen der Sozialen Arbeit denkbar. Innerhalb weniger Minuten muss vielleicht mehrere Male zwischen nicht niederschwelliger und Niederschwelliger Sozialarbeit gewechselt werden und zugleich ist es erstaunlich, wie wenig niederschwellige Kommunikation in Organisationen mit niederschwelligem Zugang prozessiert wird. So wird auch im Bezug auf Klientensysteme, die viel niederschwellige Kommunikation für den Erhalt der Kopplung benötigen, immer wieder nicht kamelgestützte Kommunikation prozessiert werden können.

Zusammengefasst heißt das, dass im Zuge Niederschwelliger Sozialarbeit Klientensysteme unter den Gesichtspunkten eines klientensystemischen Stockens und daran anschließender klientensystemischer local action (und somit sozialarbeiterischer global action) verwaltet, „bereitgehalten“ (oder wenn man so will: „hingehalten“) und vorbereitet werden.

VI

Es ist davon auszugehen, dass sozialarbeiterische Organisationen und deren Mitarbeiter und somit auch das Funktionssystem mit zunehmender Rekursivität gelassener auf ein derart begründetes Stocken reagieren und die entsprechende local action immer professioneller bzw. professionalisierter betrieben wird. Wichtig erscheint allerdings, dass ein Bewusstsein für die „Krisenhaftigkeit“ und damit auch für die Unbestimmtheit und den Chancenreichtum der Situation erhalten bleibt. Dazu gehört auch, dass das Umschalten auf global action als möglich aber nicht sicher angenommen wird. Man kann nie genau wissen, ob das jeweilige Klientensystem auch tatsächlich irgendwann stocken wird. Andererseits ist auch vor local action unter Gesichtspunkten der Resignation zu warnen, denn so beraubt man die Phase ihrer Produktivität, ihrer Offenheit für neue Möglichkeiten. Es kann also festgehalten werden, dass Niederschwellige Sozialarbeit sich ihrer „local-action-Haftigkeit“ bewusst bleiben muss, um nicht irgendwann als global action beobachtet zu werden. Denn nur als local action kann sie die Tarnungen und Täuschungen leisten, die zur Kopplung „kopplungsunwilliger“ Klientensysteme führen.

Die hier vorgeschlagene Definition soll sich für verschiedenste an sie anschließende Beobachtungen der Niederschwelligen Sozialarbeit anbieten. Dies gilt sowohl für in hohem Maße praxisrelevante Aspekte wie Zielgruppe und Auftrag von Organisationen mit vorwiegend niederschwelligem Zugang als auch für die theoretische Erfassung. (Diese könnte auch auf anderem Wege, z. B. mithilfe des Konzeptes der Zweit- bzw. Drittcodierungen der Funktionssysteme geleistet werden. Einen Ansatz hierzu bieten wiederum Fuchs/Schneider 1995; S. 215f. Auch wäre es denkbar, den bereits erwähnten Text von Scherr (2001) hinsichtlich des organisatorischen Agierens von

sogenannten „niederschweligen Einrichtungen“ im Rahmen des „spezifisch unspezifischen Helfens“ weiter auszuarbeiten.) In jedem Fall möchte der vorliegende Text einen Ausgangspunkt für weitere Überlegungen bereitstellen. Die vorgelegte Erfassung Niederschwelliger Sozialarbeit passt sich in die analytisch sehr trennscharfe Erfassung Sozialer Arbeit als sekundäres Primärsystem mit den erwähnten Merkmalen im Anschluss an Fuchs/Schneider (1995) und Maaß (2007) ein und ist somit selbst analytisch wesentlich trennschärfer als viele in der Sozialen Arbeit kursierenden Vorstellungen von sogenannten niederschweligen Arbeitsansätzen wie Streetwork, Aufsuchender Arbeit oder des akzeptierenden Ansatzes, denen bislang noch jeglicher Bezug zur gesellschaftstheoretischen Einordnung Sozialer Arbeit fehlte. Weiterhin erklärt die vorgelegte Definition, dass Niederschwellige Sozialarbeit in der Praxis einerseits oft momenthaft und methodenunabhängig und andererseits oft auch langfristig und methodenabhängig ist. So kommt Niederschwellige Sozialarbeit nicht ausschließlich in Kontexten von Aufsuchender und Nachgehender Arbeit vor, aber es kann vorkommen, dass Aufsuchen und Nachgehen die einzigen Möglichkeiten sind, ein Klientensystem zur Kopplung zu bewegen. Letztlich sollte auch noch deutlich geworden sein, dass Niederschwellige Sozialarbeit für die Autopoiesis des Funktionssystems unverzichtbar ist. Sie ist eine Möglichkeit, auf stockende Beobachtungen zu reagieren und wieder „in Gang“ zu kommen.

Abschließend sei lediglich auf die wohl wichtigste praxisrelevante Konsequenz dieser Überlegungen hingewiesen. Niederschwellige Sozialarbeit hat nur eine Aufgabe: Die Kopplung von Klientensystemen an das Funktionssystem in Zeiten (bzw. Momenten), in denen diese Kopplung anders nicht zu bewerkstelligen ist. Egal, ob es um die Verwaltung von Adressen oder die Vorbereitung klientensystemischer local action geht, eine stabile und ausdifferenzierte Kopplung ist die Bedingung dafür, dass Klientensysteme überhaupt als Adressen zur Verfügung stehen. Es muss eine Kopplung erzeugt werden, wenngleich das System, auf welches abgezielt wird, derzeit (noch) keine Gründe dafür sieht. Insofern ist die Ausdifferenzierung und Stabilisierung dieser Kopplung, für die man dann in der sozialarbeiterischen Praxis den Begriff Beziehung setzt kann, das zentrale Element in der Praxis Niederschwelliger Sozialarbeit. Sie kann keine Motivation des Klientels zur Zusammenarbeit voraussetzen, sie muss davon absehen können, dass Klienten ihre (aus sozialarbeiterischer Perspektive offensichtlichen) Probleme nicht sehen, sie hat mit unzuverlässigen Bewusstseinen zu tun, die dem Hilfesystem gegenüber misstrauisch sind und hat bei alledem keinerlei Zwangsmittel, um diese fehlenden Voraussetzungen auszugleichen. Die Beziehung zum Klienten ist das zentrale Element jeder Niederschwelligkeit, mehr braucht Niederschwellige Sozialarbeit in den Momenten ihres Prozessierens nicht leisten, um ihre Aufgabe zu erfüllen. Alle (Hilfs-)Angebote, die gesetzt werden, alles Tarnen und Täuschen, alle Versuche, Klienten zu erreichen, dienen der Ausdifferenzierung und Stabilisierung einer Beziehung, die dabei der gleichsam magischen Doppelbedeutung unterliegt, einerseits Bestandteil des Angebotes an das Klientel (und damit auch des Kamels) und andererseits einziges Mittel und Ziel des sozialarbeiterischen Zweckes zu sein.

Anhang

Die Geschichte vom 18. Kamel

„Ein Mullah, ein islamischer Priester, reitet nach Mekka. Auf seinem Kamelritt sieht er eine Gruppe junger Männer, die sehr verzweifelt sind. Er fragt sie: 'Warum seid ihr so verzweifelt?' Sie antworten: 'Unser Vater ist gestorben.'

'Allah segne ihn!', entgegnet der Mullah. 'Ihr habt doch sicherlich etwas geerbt, so braucht ihr nicht so unglücklich zu sein.' 'Ja', sagen sie, 'wir haben diese 17 Kamele geerbt. Und er hat uns vorgeschrieben, wie wir sie verteilen sollen. Der älteste soll die Hälfte der Kamele bekommen, der mittlere Bruder soll ein Drittel der Kamele bekommen, und der kleinste ein Neuntel. Nun haben wir also die 17 Kamele und wie immer wir das einteilen, wir können keine Lösung finden!' Darauf sagt der Mullah: 'Ich borge euch mein Kamel. Jetzt habt ihr 18 Kamele; ein Neuntel, das sind zwei Kamele, erhält der jüngste Bruder; ein Drittel, das sind sechs Kamele, bekommt der mittlere Bruder; und die Hälfte, das sind neun, erhält der älteste. Insgesamt sind das 17 Kamele, so setze ich mich auf mein 18. Kamel und reite weiter.“

(von Foerster 1988, S. 95f.)

Literatur

Baecker, Dirk 1994: Soziale Hilfe als Funktionssystem der Gesellschaft. In: Zeitschrift für Soziologie, 23. Jg., S. 93ff.

Baecker, Dirk 2002: Wozu Systeme? Kadmos, Berlin

Fuchs, P. / Schneider, D. 1995: Das Hauptmann von Köpenick-Syndrom. Überlegungen zur Zukunft funktionaler Differenzierung. In: Soziale Systeme 2/95, S. 203ff.

Fuchs, Peter 2006: Das Gesundheitssystem ist niemals verschnupft. In: Bauch, J. (Hg.): Gesundheit als System. Systemtheoretische Betrachtungen des Gesundheitswesens. Hartung-Gorre, Konstanz

Leifer, Eric M. 1988: Interaction preludes to role setting: Exploratory local action. In: American Sociological Review, Vol. 53; S. 865ff.

Lindner, Ronny 2004: unbestimmt bestimmt. Soziale Beratung als Praxis des Nichtwissens. Carl-Auer, Heidelberg

Luhmann, Niklas 1987(1984): Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Suhrkamp, Frankfurt am Main

Luhmann, Niklas 1997: Die Gesellschaft der Gesellschaft. Suhrkamp, Frankfurt am Main

Maaß, Olaf 2007: ‚Anspruch‘ als symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium der Sozialen Arbeit, Manuskript, Weimar/Hamburg

Scherr, Albert 2001: Soziale Arbeit als organisierte Hilfe in der funktional differenzierten Gesellschaft; In: Das gepfefferte Ferkel. Online-Journal für systemisches Denken und Handeln. September 2001; unter: <http://www.ibs-network.de/altesferkel/scherr-soziale-arbeit.shtml>

Von Foerster, Heinz 1988: Interview. In: Simon, F. B. (Hg.): Lebende Systeme. Wirklichkeitskonstruktionen in der systemischen Therapie. Springer, Berlin/Heidelberg/New York; S. 95ff.

Vermutungen, was wirkt

Erfahrungen aus meiner Arbeit in einer ambulanten Drogentherapieeinrichtung
Praxisbezogener Teil der Abschlussarbeit für das psychotherapeutische Fachspezifikum
in der ÖAS

Christian Reiningger

Menschen funktionieren nicht wie Kaffeeautomaten: Münzen reinstecken, eine bestimmte Tastenkombination drücken und das gewünschte Produkt in den Händen halten. So einfach geht das bei uns nicht.

Was mich betrifft, bin ich darüber recht froh. Niemand soll mich dermaßen einfach steuern können. Trotz vielerlei Einflüssen erlebe ich mich letztendlich doch selbstbestimmt, auf jeden Fall aber sicher nicht so gezielt beeinflussbar, wie so eine „triviale Maschine“¹.

Im Hinblick auf meine Mitmenschen sieht die Sache hingegen anders aus. Diese Komplexität des Menschen, das individuell doch recht unterschiedliche „Ticken“ finde ich im Alltag oftmals unnötig mein Leben erschwerend, frustrierend, verwirrend und nervend. Es könnte doch alles so einfach sein – würden die Leute bloß genauso tun, wie ich es für richtig halte.

Klar habe ich gelernt, dass man sich selbst nicht als Maßstab aller Dinge sehen sollte und gerade die aus unserer Unterschiedlichkeit resultierenden Erfahrungen auch zu meiner Entwicklung beitragen können. Doch an so manchem regnerischen Morgen in einer überfüllten Straßenbahn, in der mir einer meiner Mitmenschen auf meiner Zehe stehend einen alkoholgetränkten Vortrag über die heutige Jugend in mein Gesicht haucht, da bin ich hehren, eher abstrakten Ideen über Entwicklung nicht sehr zugänglich.

Wenn man an der Veränderung von psychosozialen Problemlagen arbeitet, kann die Sehnsucht nach einer einfach zu bedienenden Erfolgsformel ebenfalls recht groß werden. In den Medien und selbst in Fachdiskursen begegnen mir immer wieder einfach gestrickte Erklärungen, die in meinen Ohren eher nach einer Beschreibung zur Wartung eines Kaffeeautomaten klingen, denn als Versuch, dem menschlichen Sein gerecht zu werden.

Warum auch sollte es mir (uns?) nicht anders gehen, als beispielsweise den vielen Angehörigen, die emotionell recht aufgewühlt und unter großem Leidensdruck in die Drogenberatung kommen und so gerne mit einem Art „Code“ heimgehen möchten, mit dem man ihre Söhne, Töchter, PartnerInnen, Verwandten, Freunde, ArbeitskollegInnen, ... endlich „knacken“ kann. Die sich so nach einer sicheren Anwendung sehnen, damit die ihnen wichtigen Menschen nicht mehr so leiden, ihre Zukunft nicht verbauen, nicht abstürzen und verelenden, nicht schwer erkranken oder gar sterben.

Diese sichere Anwendung gibt es bei den komplexen Systemen, mit denen wir in unserer Arbeit zu tun haben nicht. Egal, ob man den Menschen selbst, die Interaktion innerhalb eines sozialen Systems (wie einer Familie, einer Organisation, einer Gruppierung) oder die Kommunikation rund um ein Problem in den Fokus nimmt: Überall gilt es nicht nur unzählige Variablen, sondern vor allem auch die jedem System eigene Logik und Dynamik zu beachten, die von Außen nie ganz erschließbar sind.²

¹ Heinz von Foerster: Der Mensch ist keine „triviale Maschine“

² siehe dazu die Theorie der Autopoiese

Bescheidenheit ist angesagt. Es geht in der sozialen Arbeit um Vermutungen darüber, was hilfreich sein könnte und was nicht. Man entwickelt in der konkreten Situation Thesen, verfolgt sie eine zeitlang und verwirft diese auch wieder. Dennoch führt für mich eine Grundannahme über bloßen „Versuch und Irrtum“ hinaus. Es ist die Vermutung, dass sich Prozesse nicht unverändert reproduzieren können, wenn ein – für das System bedeutsamer – Unterschied eingeführt wird.³ Was nun so ein bedeutsamer Unterschied ist und was für Folgen er auslösen wird, kann man seriöser Weise nicht vorhersagen. Man kann sich aber meines Erachtens über Wahrscheinlichkeiten und mögliche Gemeinsamkeiten / Muster unterhalten. Das möchte ich mit diesem Aufsatz, anhand meiner Erfahrung mit Psychotherapie in der ambulanten Drogentherapie versuchen. So möchte ich – ohne Anspruch auf Vollständigkeit oder theoretische Genauigkeit - 20 Vermutungen nachgehen, was wirksam sein könnte in meiner Arbeit:

*

Ein sehr guter Ausgangspunkt für die Suche nach Ideen, was denn wirkt in der Psychotherapie, scheint mir das Eingeständnis der eigenen Ohnmacht zu sein: Die Akzeptanz der Unmöglichkeit, andere Menschen und Situationen zielgerichtet zu verändern. Und die große Kunst diese Ohnmacht aushalten zu können – ohne selbst zu verzweifeln, chronisch handlungsunfähig oder aggressiv zu werden. Gelingt dies, dann hat Psychotherapie oftmals alleine dadurch einen ganz großen Unterschied zum wahrscheinlich üblichen Umgang mit scheinbar unlösbaren Problemen, furchtbaren Schicksalen und aussichtslosen Situationen gesetzt.

Bsp.: Herr L. ist ein junger Mann. Er lebt in einer Wohnungsloseneinrichtung, wo er sich zunehmend von seiner Umwelt isoliert. Seine Kindheit war gekennzeichnet durch massive Erniedrigung und brutale Gewalt seines Vaters. Auch er hat den Weg der Gewalt fortgesetzt und aufgrund bewaffneter Überfälle viele Jahre Haftstrafe hinter sich. Sein Drogenkonsum ist ebenfalls gekennzeichnet von einer ungeheuren zerstörerischen Energie. Überdosierungen, die schon bis zum klinischen Tod und Koma führten und unbehandelte Folgen seines intravenösen Konsums bis hin zu notwendig gewordenen Amputationen von Gliedmaßen treten immer wieder auf. Schmerzhafte Beziehungsabbrüche ziehen sich durch sein Leben. Seine dramatische Lebenssituation entschärft sich im Laufe der Behandlung nicht wesentlich.

Vermutung, was wirkt Nr 1:

Psychotherapie wirkt, wenn man es aushält, manchmal (scheinbar) völlig wirkungslos zu sein.

Dann kann es damit los gehen, die Möglichkeiten zu entdecken, die sich trotzdem – jenseits der eigenen Allmachtsphantasien - finden lassen. Ein Potenzial, das zunächst recht bescheiden aussieht und doch meiner Erfahrung nach den Optimismus rechtfertigt und die wissenschaftlichen Erkenntnisse bestätigt, dass Psychotherapie wirkt.

*

Es scheint mir sinnvoll davon auszugehen, dass Veränderung eigentlich der Normalzustand des Lebens ist.⁴ Man macht laufend neue Erfahrungen, lernt neue Leute kennen, zieht um, sucht sich einen neuen Job, kauft sich eine neue Hose, man

³ „Der Unterschied, der einen Unterschied macht!“: siehe bei De Shazer

⁴ Eine zentrale Vorannahme der VertreterInnen des lösungsorientierten Ansatzes, die mir hilft Veränderungspotential zu entdecken, das ansonsten allzu leicht übersehen wird.

bekommt Falten, ... Dass etwas auf Dauer gleich bleibt, stellt eine bemerkenswerte Ausnahme dar. Es muss schon vieles zusammenspielen, damit sich etwas so reproduziert, dass es unverändert scheint. Am bekannten Beispiel der menschlichen Existenz verdeutlicht: Ich hätte den Eindruck als sei mein Körper ständig im Grunde der Gleiche. Doch angeblich haben sich im Laufe meines Lebens alle meine Körperzellen schon mehrmals erneuert. Und wenn ich alte Fotos von mir anschauere, muss ich schon zugeben, dass sich da etwas getan hat...

Auch Probleme lösen sich in der Regel wohl von selbst auf. Selbst die veränderungs-resistentesten unter ihnen unterliegen den üblichen Regeln der Vergänglichkeit. Aus irgendeinem Grund unterbleibt eines Tages die übliche Reaktion eines Elementes und löst eine Kettenreaktion aus, die man gemeinhin als Veränderung bezeichnet. Die ProfessionalistInnen aus dem psychosozialen Bereich sollten also keinesfalls das Monopol für Veränderung für sich beanspruchen.

Man sitzt am Fluss und das Wasser zieht vorbei. Ehrlicherweise sollte man sich eingestehen, dass es nicht der eigene Verdienst war, dass der Fluss sich gerade grundlegend erneuert hat. Das frische Wasser hätte auch ohne das eigene Zutun das alte verdrängt. So erlebe ich auch manche Therapien: Man darf einer Veränderung beiwohnen, die sowieso stattgefunden hätte. Man sitzt am Fluss und staunt.

Menschen, die eine Psychotherapie aufsuchen, haben schon eine lange Geschichte hinter sich und alleine durch die Tatsache, dass sie sich für eine Psychotherapie entschieden und sie nun in Angriff genommen haben, eine wesentliche Veränderung in ihrem Leben begonnen (bzw. genaugenommen ist ja der Beginn einer Psychotherapie auch selbst schon die Folge von vorangegangenen Veränderungen). Es gibt einige, die man nun bloß nicht stören darf in ihrer eingeschlagenen Entwicklung. Psychotherapie wirkt bei diesen Menschen dann, wenn man sich als TherapeutIn im Hintergrund hält und genügend Raum zur Verfügung stellt, wo sich deren Gedanken und Emotionen selbst weiterentwickeln können. Ein möglicherweise kleiner Unterschied kann weiterer Veränderungen auslösen, die im Idealfall selbstverstärkend wirken. Man tut gut daran, dieser Entwicklung zunächst eine Chance zu geben, bevor man mit zusätzlichen Interventionen diese Dynamik unnötig stört.

Bsp.: „Borderline“ und „Polytoxikomanie“ sind zwei zentrale Zuschreibungen von KollegInnen, die mir zum Start der Psychotherapie mit Frau B. übermittelt werden. Im Laufe der Gespräche entsteht bei mir folgendes Bild: Frau B. hat sehr klare Pläne und schon vor Beginn der Therapie im Zuge einer suchtmedizinischen und psychiatrischen Behandlung schon einige Vorarbeit in Richtung Stabilisierung geleistet. In weiteren Gesprächen (und vor allem auch zwischen den Gesprächen!) konnte sie weitere wichtige Themen für sich erkennen, ordnen und Schritt für Schritt bearbeiten. Es war für mich oftmals gar nicht so einfach, so viel zuzuhören und sie nicht in ihrer Arbeit zu stören. Ihr gelang es, die recht schwierige Beziehung zu ihren Eltern neu zu gestalten, den selbst-destruktiven Konsum einzustellen und über weite Strecken in eine stabile Substitutionsbehandlung überzuleiten, eine ihrer Qualifikation entsprechende Arbeit zu finden und auszuüben, usf. Danach vereinbarte sie eine Pause in der Psychotherapie für ein halbes Jahr und setzte diese mit neuen Themen wieder fort.

Ähnliches erlebe ich gerade auch sehr oft in der Arbeit mit Angehörigen. Im Zeitraum der Tage bzw. Wochen von der Entscheidung sich an eine Drogenberatungsstelle zu wenden, dem Anruf bei uns und dem ersten Gespräch haben sie oftmals ihre Situation dermaßen reflektiert und in Folge auch ihr eigenes Verhalten verändert, dass im

Erstgespräch gar nicht viel zu tun bleibt, als diese Veränderung aufzugreifen und die Angehörigen zu bestärken, den eingeschlagenen Weg weiterzugehen.

Vermutung, was wirkt Nr. 2:

Veränderung passiert oft von selbst!

Manchmal reicht es, bedeutsam Neues als solches wahrzunehmen und dieses sich selbst weiterentwickeln zu lassen oder es ganz behutsam in der Entwicklung zu fördern.

*

Zunächst braucht die Psychotherapie als Grundvoraussetzung, um überhaupt wirksam werden zu können, natürlich eines: Dass die KlientInnen den Weg in die Therapie finden. Wenn man in sehr vielschichtige, existentielle Probleme verwickelt ist, hätte man oftmals einen großen Bedarf an Psychotherapie, aber gleichzeitig auch in der Regel wenig Ressourcen, die es braucht, um dieses Angebot überhaupt sinnvoll in Anspruch nehmen zu können. Es fehlt beispielsweise an finanziellen Möglichkeiten und an Informationen, wohin man sich wenden könnte. Vor allem aber lässt die Bewältigung des überdurchschnittlich schwierigen Alltags nur wenig Energie für die Arbeit an grundlegenden Veränderungen über. Psychotherapie muss daher auch die Zugangsmodalitäten und ihr Angebot der Zielgruppe entsprechend gestalten, um nicht von vornherein, gerade den Gruppen den Zugang zu verbauen, die besonderen Bedarf an einer Behandlung haben.

Dort wo Psychotherapie einen Rahmen vorfindet (bzw. mitgestaltet), der auf die spezielle Lebenssituation ihres Klientel ausreichend Rücksicht nimmt, profitieren auch Menschen von dieser Behandlungsmethode, die gemeinhin als „therapieresistent“, „-unwillig“ oder „-unfähig“ beschrieben werden. Dieser Rahmen kann meines Erachtens nur institutionell organisiert angeboten werden. Dazu zählt beispielsweise:

Kostenlose Angebote; das Bestreben Wartezeiten gering zu halten und Zugangsmodalitäten zu finden, die auch bei krisenhaften Lebenssituationen gangbar sind; Vernetzung mit anderen relevanten Institutionen; Flexibilität, die auf die spezifischen Bedürfnisse der KlientInnen Rücksicht nimmt (ausreichende Öffnungszeiten der Institution, Terminflexibilität beispielsweise bei Berufstätigkeit oder Kinderbetreuungspflichten, entspannter Umgang mit Fehlterminen, ...); ergänzende Angebote durch interdisziplinäre Zusammenarbeit (von z.B.: ÄrztInnen, SozialarbeiterInnen, Verwaltungskräften, PsychotherapeutInnen,...);

Es ist klar, dass so ein Angebot von der öffentlichen Hand gefördert sein muss, was eine politische Entscheidung für die Betreuung bestimmter Zielgruppen voraussetzt.

Bevor noch die eigentliche Psychotherapie beginnt, ist schon viel passiert. Auch im Empfang, im Wartebereich und in der Verwaltung liegt oft ungenutztes Veränderungspotenzial.

KlientInnen erzählen mir oft von ihrer Wahrnehmung, in bestimmten Institutionen (z.B.: in Krankenhäuser, Apotheken, ...) als Menschen zweiter Klasse behandelt zu werden. Umgekehrt gibt es auch die nachvollziehbaren Klagen über unmögliches Verhalten der KlientInnen selbst. Es liegt nahe, dass die mit einer Suchtentwicklung häufig einhergehenden Verhaltensweisen oftmals auf Ablehnung stoßen. Man denke da beispielsweise an die Gereiztheit aufgrund körperlicher Beschwerden und des Beschaffungsdrucks, die Notwendigkeit der Verheimlichung der illegalen Handelsweisen, die Vernachlässigung wichtiger Bereiche des Zusammenlebens, usf. In Kooperation mit Überforderung und Vorurteilen generiert sich oftmals sehr schnell das Bild des „typisch Süchtigen“.

Ich erlebe in der Arbeit täglich, wie der deutlich erkennbare Unterschied im Empfang und in der Organisation / Verwaltung diese Entwicklung oftmals unterbindet, was an sich schon eine neue Erfahrung für viele unserer KlientInnen darstellt, die an sich schon ein nicht zu unterschätzendes Veränderungspotenzial beinhaltet. Vor allem aber wird zunächst ein Beginn und in weiterer Folge die Kontinuität in der Behandlung dadurch wahrscheinlicher. In dieser Hinsicht scheint mir beispielsweise wichtig: Freundlicher Empfang, transparente Abläufe und Regeln, kritische Reflexion der eigenen Vorurteile, auf das Individuum bezogene Lösungen, sowie Entgegenkommen und Flexibilität im Rahmen des Machbaren, ausreichend Zeit für klärende Gespräche, Optimismus, motivierte MitarbeiterInnen, ..

Auch hier ist klar, dass dieses Klima nur dann langfristig gegeben bleibt, wenn die Rahmenbedingungen der Arbeit dies auch auf Dauer ermöglichen. Dem entgegen wirken beispielsweise chronische Überbelastung und/oder ungerechte Entlohnung der MitarbeiterInnen, ungeeignete Räumlichkeiten, Eigendynamik institutioneller Interessen, ...

Wiederum sei auf die politische Entscheidung für ausreichend Ressourcen als Grundlage hingewiesen, wie allerdings auch auf die Verantwortung der in diesen Bereichen Tätigen auf die Grundvoraussetzungen nachhaltig erfolgreicher Arbeit deutlich hinzuweisen.

Wie auch ein und dieselbe Pflanze an unterschiedlichen Orten unterschiedlich gedeiht, scheint es mir auch für die Psychotherapie Umweltbedingungen zu geben, die einer Entwicklung weit zuträglicher sind als andere.

Vermutung, was wirkt Nr. 3:

Rahmenbedingungen schaffen die Grundvoraussetzungen für positive Therapieverläufe!

*

Psychotherapie findet nicht im luftleeren Raum statt. Wir sollten nicht so tun, als gelten die sonst postulierten Abhängigkeiten für die Person des Therapeuten/der Therapeutin nicht. Auch wir werden in unserem Berufsalltag laufend von der uns umgebenden Umwelt beeinflusst. Ein überarbeiteter, gestresster, genervter, ... Therapeut ist wohl eher fehleranfällig und wird sich schwerer tun, Ungeduld, Ärger, Pessimismus, usf. nicht in den therapeutischen Prozess zu tragen. Ein Therapeut, der unter Druck steht, wird wahrscheinlich weniger frei und überlegt agieren.

Ebenso können auch wir mit unseren Emotionen und unseren Gedanken feststecken und damit Veränderungen im therapeutischen Prozess im schlimmsten Fall auch im Wege stehen. Eine kritische Reflexion der eigenen Beteiligtheit bedarf Energie und Zeit. Hilfreich dafür sind Supervision und der kollegiale Austausch. Aber auch andere Aktivitäten (z.B.: Sport, Musik, ...) können helfen, die eigene Handlungsfähigkeit wieder zu erlangen. Die psychotherapeutische Arbeit beginnt also auch auf Seiten des Psychotherapeuten weit vor der ersten Therapiestunde und findet laufend auch zwischen den Einheiten statt. Für Vorbereitung und Reflexion muss ausreichend Zeit vorhanden sein.

Vermutung, was wirkt Nr. 4:

Psychotherapie wirkt besser, je konzentrierter und freier der Therapeut an die Arbeit gehen kann.

*

Im Laufe meiner beruflichen Tätigkeit habe ich stets mit anderen Berufsgruppen zusammengearbeitet und diese Kooperation sehr schätzen gelernt.

Das Angebot der KollegInnen ermöglichte mir beispielsweise: Überhaupt mit meiner Arbeit anzufangen (z.B.: Substitutionsbehandlung oder psychiatrische Medikation zur Stabilisierung als Voraussetzung regelmäßiger Termine und Arbeitsfähigkeit der KlientInnen) und diese Arbeit auch bei Krisen fortzusetzen (z.B.: Anlaufstellen bei Krisen außerhalb unserer Öffnungszeiten oder Organisation von menschenwürdigem Wohnraum). Es erleichterte das Leben der KlientInnen und half ihnen alternative Erfahrungen zu sammeln (z.B.: Entspannungstechniken oder Akupunktur als Entspannungsalternative zum Drogenkonsum.). Es entlastete und machte Energie für die Arbeit an weiteren Veränderung frei (z.B.: Schuldenregulierung oder Klärung von finanziellen Ansprüchen). Es trug zu Klärungen bei und schaffte neue hilfreiche Sichtweisen (z.B.: Diagnosen bei bestimmten Fragestellungen oder Paar- oder Familientherapie als Ergänzung). Es bot neue Erfahrungsräume für KlientInnen mit denen weitergearbeitet werden konnte (z.B.: Freizeitpädagogische Aktivitäten oder Transitarbeitsplätze).

Vermutung, was wirkt Nr. 5:

Psychotherapie funktioniert am Besten als Teil einer interdisziplinären Zusammenarbeit!

*

Die bisherigen Vermutungen gelten selbstverständlich nicht nur für die Psychotherapie im Speziellen, sondern ebenso auch für die ihr angrenzenden Fachrichtungen. Man könnte einwenden, dass diese Vermutungen nicht extra ausgewiesen werden müssten, da sie sowieso dem elementaren Basiswissen über psychosoziale Arbeit (gerade in der systemischen Tradition) zuzuordnen sind. Meine Erfahrung allerdings ist, dass die Konzentration auf die Möglichkeiten der speziellen psychotherapeutischen Methodik den Blick auf das Wesentliche, was rund um eine Psychotherapie passiert, zunehmend eingeschränkt hat. Das scheint mir gerade in Zeiten von Ressourcenknappheit im Gemeinwesen, die Gefahr in sich zu bergen, zunehmend des eigenen Wirksamkeitspotentials beraubt zu werden – ohne es zu merken.

Im nächsten Schritt möchte ich zunächst einige Wirkfaktoren herausfiltern, die im einzigartigen Setting der Psychotherapie allgemein liegen. Das Angebot scheint mir therapieschulenübergreifend in den wesentlichen Punkten im Grunde ident. Teile davon gelten natürlich auch für andere psychosoziale Angebote. Die von der Psychotherapie gewählte Kombination allerdings scheint mir einmalig und an sich schon viel Veränderungspotential in sich zu tragen.

Wichtige Punkte sind derzeit für mich: die Zusage der Verschwiegenheit, die regelmäßigen Zusammenkünfte, die für den/die KlientIn reservierte Zeit, die Konstanz der Beziehung, das Nichtagieren der/der TherapeutIn in der Lebenswelt des/der KlientIn, der gesellschaftliche Glaube an die Wirksamkeit:

Vermutung, was wirkt Nr. 6:

Die Verschwiegenheit

Durch die Absicherung der Verschwiegenheit können genau die in anderen Kontexten (meist ja aus gutem Grund) tabuisierten Themen angesprochen und bearbeitet werden. Dadurch verändern sich diese Themen und können nicht mehr in gleicher Weise wirken.

Bsp.: Herr K. erzählte nach vielen Stunden der Vertrauensbildung über ein Thema, das ihm dermaßen peinlich war, dass er lange nicht sicher war, ob er es mir erzählen

möchte. Er hatte große Probleme mit dem Pinkeln in der Öffentlichkeit. Dieser Umstand führte im Zusammenhang mit seinem ohnehin sehr angeschlagenen Selbstwert zu einer Spirale des Rückzugs und der Isolation. Er dachte, dass er ein „Looser“ und nicht ganz normal sei. Im Sozialkontakt wurde er zunehmend abweisend, da er gedanklich ständig damit beschäftigt war, wie er es rechtzeitig ungestört auf die Toilette schafft. Vor allem aber wurde er in solchen Situationen von seinem Hass auf sich und seine „Unfähigkeit“ umfassend in Beschlag genommen. Die Sicherheit der Verschwiegenheit half ihm dieses und in weiterer Folge auch andere Tabus zu brechen und sich zunehmend von seinen ihn sehr einengenden Gedanken und Emotionen zu befreien. Allgemein lässt sich vermuten, dass die notwendige Geheimhaltung des Drogenkonsums Wechselwirkungen zeigen wird. Die alleinige Tatsache, dass im Schutz der Psychotherapie darüber offen geredet werden darf – ohne das die Gefahr besteht, dass irgendjemand davon Kenntnis erlangt, der/die es besser nicht sollte – ist oftmals von den KlientInnen genannter bedeutsamer Unterschied.

*

Vermutung, was wirkt Nr. 7:

Die regelmäßige „Auszeit“

Eine regelmäßig stattfindende, vorstrukturierte „Auszeit“ unterbricht den gewohnten Alltag und bietet die Möglichkeit, sich selbst und andere in Ruhe aus einem distanzierteren Blickwinkel zu betrachten. Alleine dadurch können schon neue Erkenntnisse gewonnen werden, die andere Verhaltensweisen nach sich ziehen können. Gerade in unserer schnelllebigen Zeit allgemein oder in der üblicherweise sehr schnellen Dynamik (eskalierender) psychosozialer Probleme im Speziellen kann eine Auszeit selbst schon einen bedeutsamen Unterschied darstellen.

Bsp.: Herr B. fühlt sich „wie ein Hamster im Laufrad“. Ständig kreuzen neue Katastrophen seinen sowieso schon sehr belastenden Alltag (Arbeit, Sucht, Beziehungsschwierigkeiten, psychische Probleme, Obsorgestreitereien, ...). Wenigstens während den Therapieeinheiten kommt er halbwegs zu Ruhe. Anbahnende Eskalationen werden durch die regelmäßigen Gespräche unterbrochen und der Blick zu seinen den aktuellen Schwierigkeiten überdauernden Zielen gelenkt.

*

Vermutung, was wirkt Nr. 8:

Ausreichend Raum sich auszubreiten

Ausreichend Raum, die eigenen Emotionen und Gedanken vor einem/einer interessierten ZuhörerIn auszubreiten, stellt wohl für viele Menschen einen bedeutsamen Unterschied dar. Es ist anzunehmen, dass Menschen, die unter einem psychosozialen Problem leiden, gerade auch oft mit ihren zentralen Themen isoliert sind.

Bsp.: Die Sorge einer Mutter über den Cannabiskonsum ihres jugendlichen Sohnes schien mir zunächst in der von ihr vorgebrachten Intensität nicht nachvollziehbar. Im Laufe der Gespräche klärte sich langsam, dass es in ihrer Verwandtschaft eine Vielzahl von psychiatrischen Erkrankungen gab. Ihre Sorge war, dass ihr Sohn genetisch vorbelastet sein könnte. Ihre Angst, selbst „verrückt“ zu werden, behielt sie seit ihrer Jugend für sich.

*

Vermutung, was wirkt Nr. 9:

Die tragfähige Beziehung

Für Menschen, die in ihrem Leben häufige Beziehungsabbrüche erlebt haben, kann ein Beziehungsangebot, das unabhängig vom sozial erwünschten Verhalten bestehen bleibt, eine seltene Ausnahme darstellen. Natürlich gibt es auch in der Psychotherapie Spielregeln, aber diese sind zumeist leichter einzuhalten, als Regeln des Zusammenlebens im Alltag. Auch gesprochen darf (mit Ausnahme von akuter Selbst- oder Fremdgefährdung) über alles werden – ohne, dass deshalb die Beziehung in Frage steht. Dem/der Psychotherapeuten/in kann in mancherlei Hinsicht mehr zugemutet werden, als den anderen Mitmenschen. Die Erfahrung mit den eigenen Schwächen ausgehalten zu werden bietet eine gute Voraussetzung, sich bestehenden Schwierigkeiten zu stellen.

Bsp: Herr M. hat viele Vorstrafen wegen schwerer Körperverletzung, begangen immer im berauschten Zustand. Die Zusammenarbeit mit ihm gestaltete sich sehr schwierig, da er viele Termine nicht einhielt oder aufgrund eines vorangegangenen Konsums nicht ausreichend arbeitsfähig war. In den stattgefundenen Einheiten erlebte ich ihn oftmals besonders unruhig, angetrieben und sich nur schwer an die vereinbarten Regeln haltend. Trotzdem gelang es ihm, sich sowohl mit seiner Opfer-, als auch mit seiner Täterrolle kritisch auseinander zu setzen und an Alternativen zu Gewalt und Drogenkonsum zu arbeiten.

*

Vermutung, was wirkt Nr.10:

Das Nichttagieren der TherapeutInnen in der Lebenswelt der KlientInnen

Da der Psychotherapeut/die Psychotherapeutin in der Regel nicht in das Leben der Klientin/des Klienten direkt eingreift, bleibt beiden gar nichts anderes über, als auf die Fähigkeiten der Klientin/des Klienten zu vertrauen, das Problem selbst in den Griff zu bekommen. Die KlientInnen werden auf ihre eigene Lösungskompetenz und auf die eigenen Ressourcen zurückgeworfen. (Eigentlich ein perfider Trick: Man kommt, um Hilfe zu bekommen und muss sich am Ende doch selbst helfen!) Der Therapeut/die Therapeutin reagiert ungewohnt (er/sie tut nämlich nichts – außer den Prozess im aktuellen Gespräch zu steuern). Nichttagieren bedeutet für mich auch, nicht vorschnell Partei zu ergreifen: für Personen, Werte, Normen, Ideen, etc.

Bsp.: Herr V. berichtet immer wieder von psychotischen Schüben, die unter anderem dazu führen, dass er sich vollkommen zurückzieht, stundenlang bewegungslos auf seiner Couch verharrt und sich in seiner Gedankenwelt verirrt. Die Zeiten, wo es ihm besser geht, führt er ausschließlich auf seine verschiedenen psychopharmakologischen Medikamente zurück. Im Laufe der Psychotherapie gelingt es ihm, seine eigenen Handlungsmöglichkeiten in Bezug auf seine Psychose zu erkennen und schrittweise auszubauen. Die Schübe verringern sich in Frequenz und Intensität spürbar.

*

Vermutung, was wirkt Nr.11:

Der Placeboeffekt

Der (gesellschaftliche) Glaube an die Wirksamkeit der Psychotherapie kann an sich schon einen bedeutsamen Unterschied darstellen. Der (wieder erlangte) Glaube an Veränderung kann zu einer veränderten Wahrnehmung führen, die sich auch im Verhalten niederschlägt.

Bsp.: KlientInnen berichten davon, dass alleine der Umstand, dass sie sich nun einer Behandlung unterziehen, die Beziehung zu ihren Angehörigen wesentlich entspannt hat. Manchen gelingt es, diese neue Chance für tatsächliche Veränderungen zu nutzen. Eine große Gefahr besteht nun darin, dass sich die erwartenden Erfolge nicht schnell genug einstellen und die Beteiligten zu ihren gewohnten Verhaltensweisen zurückkehren. Unter anderem auch deshalb, scheint mir die Einbeziehung des relevanten Umfeldes als wesentlicher Teil der Behandlung. Es sollten die Beteiligten darauf hingewiesen werden, dass Veränderung erst nach einem längeren Zeitraum ersichtlich ist und nicht linear verläuft (was Rückfälle in alte Verhaltensmuster als Normalzustand einer Entwicklung mit einschließt).

*

Auch ohne Anwendung einer einzigen schulenspezifischen Technik scheint mir das spezielle Beziehungsangebot der Psychotherapie schon wirksam. In der speziellen Methodik der systemischen Therapie lassen sich aber noch viele weitere Wirkfaktoren finden. (Die sich selbstverständlich in unterschiedlicher Ausprägung auch in anderen Therapierichtungen finden lassen.) Natürlich auch hier ohne Anspruch auf eine auch nur annähernde Vollständigkeit ein paar Vermutungen, wie systemische Methodik neue Impulse in wenig fruchtbar erlebte Kommunikationsschleifen bringen kann:

Vermutung was wirkt Nr. 12:

Die Stärkung der bestehenden Hoffnung und des Glaubens an Veränderung.

Es gilt die (oben näher ausgeführte) bestehende Erfolgserwartung auch gezielt zu nutzen. Dies geschieht beispielsweise durch Skalierungen. Aber auch viele weiter unten angeführte Techniken tragen dazu bei, die meines Erachtens zentrale, aber immer wieder bedrohte Kraft lebendig zu halten.

*

Vermutung, was wirkt Nr. 13:

Das Kreieren eines neuen Gestaltungsspielraumes

Im Alltag macht es meist Sinn davon auszugehen, dass wir in der Lage sind, unser Leben selbstbestimmt zu leben und auftretende Probleme selbst zu lösen oder zumindest die Problemlösung an dafür zuständige Experten delegieren zu können (z.B.: an den Automechaniker oder den Zahnarzt). Es ist daher wahrscheinlich, dass die bisherigen Versuche der Problemlösung von der Vorannahme geleitet waren, dass die KlientInnen selbst das Problem lösen bzw. delegieren können - oder vielleicht sogar müssen. Ein bedeutsamer Unterschied kann also allein schon im Umstand liegen, dass man diese Vorannahme in Frage stellt. Was wird möglich, wenn man die Ohnmacht angesichts dieses Problems einräumt? Vielleicht ist es ja gerade der ständige Versuch, Dinge zu verändern, der das System am Laufen hält. Vielleicht erscheint die Situation allein deshalb in neuem Licht. Vielleicht war lange Zeit die stets begrenzte Energie zu sehr in „Sisyphos - Tätigkeiten“ investiert und wird plötzlich frei, für Bereiche, in denen eher etwas nachhaltig in Bewegung gesetzt werden kann.

Wenn man etwas ändern kann, dann das, was auch im eigenen Einflussbereich liegt. Dieser ist allerdings viel kleiner, als man zumeist denkt oder zumindest hofft. Selbst das eigene Verhalten zu verändern, stellt oft genug ein scheinbar unüberwindbares Hindernis dar. Es gilt herauszufinden, was zum aktuellen Zeitpunkt veränderbar ist und was auch nicht. Beim Reden über und Schauen auf Andere rückt allerdings der eigene Gestaltungsspielraum, zunehmend in den Hintergrund. (Das dies alles auch für mich als Therapeuten gleichermaßen gilt, findet sich in der Vermutung Nr. 1.)

Bsp.: Die Eltern von Herrn K. starren gebannt auf den Benzodiazepinkonsum ihres Sohnes und sind verzweifelt. Wenn Herr K. nichts konsumiert, dann stimmt sehr viel in der Beziehung untereinander. Wenn aber doch, dann scheint nichts mehr zu funktionieren. In einer Aufstellung der Familiensituation auf dem Familienbrett durch den Sohn definiert dieser den Konsum als „lebendigen Tod“. Ganz am Rande des Brettes, weit entfernt vom ansonsten recht dicht gedrängten Familiengefüge wirkt er wie ein Ort des Rückzugs. Die Eltern sehen ihre Stellvertretersteine aufgrund ihrer ständigen Sorge zu nahe an dem Baustein, der für ihren erwachsenen Sohn steht und diesem den Blick auf dessen Zukunft nehmend. In weiteren Sitzungen gelingt es den Eltern immer mehr den Blick mehr auf sich selbst zu richten. Ihre Ohnmacht in Bezug auf den Drogenkonsum ihres Sohnes und ihre bestehende Abhängigkeit zu ihm und seinen Befindlichkeiten gehen zurück. Herr K. genießt es, nicht mehr ständig „an allem Schuld zu sein“ und beginnt nach anfänglicher Umkehrung der Situation (gebannter Blick auf seine Eltern) an neue Formen seiner Kommunikation mit seinen Eltern zu arbeiten.

Bsp.: Das Ehepaar B. war mit dem Drogenkonsum und der Diagnose Schizophrenie ihres Sohnes überfordert. Lange Zeit stritten sie über den richtigen Umgang mit ihm und gaben sich gegenseitig die Schuld an der schwierigen Situation. Ihre jahrelangen gegenseitigen Verletzungen und das wachsende beiderseitige Unverständnis blockierte neue Ideen. Erst als es ihnen gelang, anstatt Vorwürfe an den Anderen zu richten, sich mit ihren eigenen Schuldgefühlen, Wut und Trauer, sowie der eigenen Überforderung mit dieser Situation auseinander zusetzen, konnten neue Wege eingeschlagen werden.

*

Vermutung, was wirkt Nr 14:

Klarheit darüber erarbeiten, wohin es überhaupt gehen soll

Von den Anliegen mit denen KlientInnen in die Psychotherapie kommen, zu Zielen, an denen man auch wirklich gemeinsam arbeiten kann, ist es oft ein weiter Weg. Gerade dieser Prozess sich selbst klar zu werden, was man denn eigentlich wirklich will, stellt oftmals den größten und schwierigsten Teil der Arbeit dar. Hilfreich scheinen mir in diesem Zusammenhang die Kennzeichen von „wohlformulierte Zielen“ im Hinterkopf zu haben⁵: Dazu zählen beispielsweise: sie müssen wichtig für die Klientin sein; erwünschtes, positives Verhalten beschreiben (und nicht bloß Abwesenheit von Problemen); in konkreten, verhaltensbezogenen und messbaren Begriffe beschrieben sein; realistisch erreichbar sein; es sollten erste Schritte und kein Endergebnis sein; es soll hervorgehoben werden, welche „harte Arbeit“ auf den Klienten/die Klientin wartet ; ... Wenn das gelingt, hat das Projekt „Veränderung“ gute Chancen, wahrnehmbare Erfolge zu erzielen.

Bsp.: Frau K. wollte ihren Drogenkonsum beenden. Den führte sie in erster Linie auf ihren langjährigen Lebensgefährten zurück, der sie zu den Drogen gebracht hatte und keinerlei Anstalten machte, seinen Konsum zu reduzieren. Da er in ihrer Wohnung konsumierte und sie dann auch nie „nein“ sagen konnte, sah sie als einzige Möglichkeit, sich von ihm zu trennen. Sehr lange drehten sich die Gespräche für sie immer wieder, um diese zwei Themen: Trennung vom Lebensgefährten und von den Drogen. Sie verfolgte ihre beiden Anliegen hartnäckig und lange ohne merkbaren Erfolg. Erst mit der Zeit wurde immer deutlicher, dass sie grundsätzlich darunter litt, sich abhängig von anderen Menschen zu machen und sich äußerst schwer tat, ihre Bedürfnisse wahr-

⁵ nach Insoo Kim Berg

zunehmen und für diese auch im Konfliktfall einzutreten. Davon ausgehend entwickelte sie dann Ziele für ihre Entwicklung, an denen besser gearbeitet werden konnte.

*

Vermutung, was wirkt Nr 15:

Neue Erfahrungen ermöglichen

Neue Erfahrungen können die bisherige Wirklichkeit manchmal ganz schön durcheinander wirbeln und in weiterer Folge neues Verhalten nach sich ziehen. Hilfreich sind in diesem Sinne beispielsweise Wahrnehmungs- oder Handlungsaufgaben, Symptomverschreibungen und nichtsprachliche Methoden wie Aufstellungen.

Bsp.: Frau V. hatte sich am Ende des Gesprächs vorgenommen ihren Cousin bezüglich einer Veränderung seiner Lebenssituation (Arbeitslosigkeit, Drogenkonsum, unbehandelte psychiatrische Erkrankung) nicht mehr unter Druck zu setzen. 3 Wochen später erzählte sie, dass sie in der Zwischenzeit ein sehr gutes Gespräch hatten, wie seit Jahren nicht mehr. Er hatte ihr mitgeteilt, dass er sein Leben ändern möchte und auch schon damit begonnen hatte.

Bsp.: Herr L. wirkte stets sehr lebenslustig und vielseitig begabt. Seine Arbeit machte ihm Spaß. Seine Partnerin und er verstanden sich sehr gut. Auch sonst wirkte er mit sich und seinem Leben recht zufrieden. Trotzdem schien eine tiefe unerklärliche Traurigkeit auf ihm zu lasten. Immer wenn es ihm „zu gut“ ging, dann konsumierte er Kokain und fiel in eine darauffolgende Depression. Beim Aufstellen seiner Familiensituation am Familienbrett zeigte sich, dass sein Stellvertreterstein einen für ihn recht angenehmen Platz innerhalb des Systems hatte. Als wichtigste Bezugsperson stellte sich die Großmutter heraus, die bis zu diesem Zeitpunkt noch kein Thema war. Er konnte erzählen, dass er 11 Jahre alt war, als diese starb. Bei der neuerlichen Aufstellung der Situation nach deren Tod strebten alle Steine zu unterschiedlichen Rändern des Brettes. Sein Stellvertreterstein blieb vereinsamt zurück. Seine Eltern hatten sich sehr bald danach scheiden lassen. Seine Geschwister kamen zu seiner Mutter, zu der der Kontakt abbrach. Er wuchs bei seinem Vater auf, der allerdings berufsbedingt kaum zu Hause war. Nun gab es eine Menge Ideen, seiner Traurigkeit Sinn zu verleihen.

*

Vermutung, was wirkt Nr 16:

Fokus auf Ressourcen und Fähigkeiten

Wenn man in ernststen Problemen feststeckt, ist man vor allem mit dem eigenen Unvermögen konfrontiert (zumindest in dieser Sache). Es wundert nicht, dass je länger so ein Problem andauert und/oder wenn viele Lebensbereiche davon betroffen sind, man an der eigenen Kompetenz ganz allgemein zu zweifeln beginnt. Ein großer Unterschied kann nun darin bestehen, sich seiner in Vergessenheit geratenen Kompetenzen wieder bewusst zu werden oder neue Fähigkeiten an sich zu entdecken. Wie kann es sonst gelingen, die großen Schwierigkeiten aus der Welt zu schaffen oder zumindest gut mit ihnen zu leben?

In dieser Hinsicht können beispielsweise Rückmeldungen des Therapeuten/der Therapeutin helfen, bei denen bewusst auf die Erfolge des Klienten/der Klientin fokussiert wird. Wichtig ist auch genaues Nachfragen, wie etwas gelungen ist und welchen Beitrag der Klient/die KlientIn dazu geleistet hat.

Bsp.: Seit ihrer Kindheit kannte Frau P. das Gefühl, sich Männern gegenüber, die laut und fordernd werden, bedrückend ohnmächtig und handlungsunfähig zu fühlen. Anhand einer solchen Situation im Jugendalter entwickelte sie 3 Fähigkeiten, die ihr da-

mals eine Fee hätte bringen sollen, um besser damit zurecht zu kommen. In der weiteren Arbeit merkte sie, dass sie diese hilfreiche Eigenschaften eigentlich bei ihr kenne. Beim nächsten Gespräch erzählte sie, dass sie sich gegen einen Mann, der sie ungerecht behandelt hatte, zu Wehr gesetzt hatte und überrascht war, wie gut das ging.

Es ist gar nicht leicht, dass sich Menschen, die sich als VersagerIn und ihr Leben als gescheitert betrachten, Erfolge eingestehen können. Wenn etwas gelingt, dann war es sehr oft Zufall oder Glück, waren die anderen daran Schuld, das Wetter, die Medikamente, oder was auch immer. Wenn man hartnäckig auf der Suche danach bleibt, welchen Anteil daran sie selbst geleistet haben müssen, dann folgt oftmals eine glaubwürdige Verwunderung: „Stimmt eigentlich, so habe ich das noch gar nicht gesehen!“ (Mit hoher Wahrscheinlichkeit kommt sehr bald allerdings auch wieder das Vertraute: „Aber ...“)

*

Vermutung, was wirkt Nr 17:

Alternative Sichtweisen anbieten

Mit einer neuen Brille, sieht die Welt gleich anders aus. Die alte Sichtweise ist Teil der feststeckenden Kommunikation geworden. Sie ist dabei noch am leichtesten zu verändern. Wenn man das Gleiche wesentlich anders wahrnimmt, dann wird es schwer, völlig unverändert weiter zu machen.

Am bekanntesten ist dabei die Methode der positiven Konnotation. Dabei werden neue Interpretationen für wenig hilfreiche Beschreibungen einer Situation gefunden, die genauso für alle Beteiligten stimmig sein sollten, aber die bestehende Wertung in Frage stellen und damit neues Potential beinhalten. Eine mir sehr hilfreiche Beschreibung in dieser Hinsicht ist, Beziehungskonflikte als zirkuläre „Teufelskreise“ zu beschreiben, bei denen beide Seiten gefangen sind. Alle Beteiligten handeln dabei sinnvoll und sogar ehrenhaft, doch halten sie damit ohne es zu wollen den Teufelskreis aufrecht.⁶

Indem Ausnahmen genauer erkundet werden, erweitert sich die oftmals auf das Problem eingeengte Wahrnehmung wieder. Es ist nicht „immer“, „alles“ „überall“ „genau das Selbe“. Die Unterschiede zeigen mögliche Wege auf. Zirkuläre Fragen können durch die gedankliche Einbeziehung der bedeutsam Anderen ebenso neue Ideen anregen, wie die Methoden des Externalisierens, bei der eine unheilvolle Gleichsetzung der eigenen Person mit dem Problem gelockert wird, in dem dieses der Person als etwas eigenständiges gegenübergestellt wird. (Es eröffnen sich mir mehr Möglichkeiten, wenn ich nicht mit Menschen arbeite, die schizophren, ängstlich, drogensüchtig, usf. sind, sondern mit Menschen, die bloß derzeit unter Schizophrenie, Angst, der Sucht, usf. leiden.)

Bsp.: Herr O. klagte, dass er am Wochenende sich zunehmend zu Hause zurückziehe und isoliere, was er als Anzeichen von Depression beschrieb und ihm ziemliche Sorgen bereitete. Er konnte allerdings auch mit meiner „Diagnose“ etwas anfangen, dass er aufgrund seiner neuen Lebenssituation (er hatte nach einer längerer Arbeitslosigkeit eine anstrengende Arbeit angefangen) am Wochenende einfach intensivere Erholungsphasen bräuchte.

⁶ Frei nach Milowiz, so wie auch die Vermutungen Nr. 18 und 19

Bsp.: In einer Paartherapie ergab sich für mich folgendes Bild: Herr K. stritt den Konsum von Drogen vehement ab, wenn ihn seine neue Partnerin darauf ansprach. Dies stellte für diese einen Vertrauensbruch dar, der die Beziehung zusätzlich zu anderen Schwierigkeiten zunehmend schwer belastete und letztlich wohl in ihrer Existenz bedrohte. Herr K. allerdings war davon überzeugt, dass er die Beziehung zerstört, wenn es ihm nicht sofort gelingt, mit dem Drogenkonsum aufzuhören. (Was für seine Partnerin so gar nicht der Fall war.) Da seine jahrzehntelang bestehende Sucht natürlich nicht mit bloßen Willen in den Griff zu bekommen war, sah er sich dazu gezwungen, den Konsum so gut es ging, vor seiner Partnerin zu verheimlichen.

*

Vermutung, was wirkt Nr. 18

Neugierige Haltung behalten: Was verrückt erscheint, ist bloß noch nicht verstanden. Wenn man an diese Vorannahme glaubt, bleibt man hartnäckig auf der Suche nach einer Erklärung, die sich merklich von der unterscheidet, die an der Fortsetzung des Problems beteiligt ist. Da das Umfeld (und oftmals auch die KlientInnen selbst) das Verhalten nicht verstehen können, tun sie es als gestört ab und versuchen es zu ändern. Gelingt ihnen das nicht, nehmen sie professionelle Hilfe in Anspruch. Wenn die KlientInnen Pech haben, setzt sich dieses Missverstehen auch hier weiter fort. In dem Moment aber, wo eine nachvollziehbare Erklärung gefunden werden kann, kann auch wieder anders mit der „Störung“ umgegangen werden. Viele oftmals sehr bedrückende Ereignisse bekommen wir gar nicht zu hören. Dennoch sollte man stets davon ausgehen, dass das Verhalten der KlientInnen in ihrer Erfahrungswelt Sinn macht.

Bsp.: Herr I. beschrieb sein Leben von einer großen Angst beherrscht, die immer wieder von ihm Besitz nahm. Manchmal konnte er vor Angst, nicht einmal mehr seine Wohnung verlassen. Die Angst wurde mir sehr nachvollziehbar, als er mir erzählte, dass seine Mutter gemeinsam mit ihm und seinem jüngeren Bruder in einen reißenden Fluss springen wollte, als er 6 Jahre alt war. Er stimmte sie unter großem Flehen auf der Brücke um, doch musste er ab diesem Zeitpunkt die Drohung hören, dass sie sich, ihn und seinen Bruder umbringen werde, wenn er nicht brav sei.

*

Vermutung, was wirkt Nr 19:

Bewusstes Steuern des Therapieprozesses

Wie gehabt weitermachen, wenn sich etwas zu entwickeln scheint. Etwas anderes anbieten, wenn nicht.⁷ Dazu ist es notwendig, laufend auch die Beziehung TherapeutIn/KlientIn zu reflektieren: Ist man noch hilfreich oder reproduziert man ähnlich wie viele Andere zuvor nur „mehr desselben“?

Wenn ich in der Therapie gelangweilt, ungeduldig, ärgerlich, verzweifelt, usf. werde, dann ist das eine wertvolle Information. Es könnte sein, dass die KlientIn / der Klient ähnliche Gefühle auch bei anderen auslöst. Man kann diese Vermutung mit ihr/ihm besprechen. Vor allem aber scheint es wenig Neues zu beinhalten, den ersten eigenen Impulsen unreflektiert nachzugeben.

*

Vermutung, was wirkt Nr. 20:

⁷ frei nach Insoo Kim Berg

Wechsel des Behandlungssettings, wenn im bisherigen wenig Neues entsteht⁸

Oftmals habe ich erlebt, dass sich das Umfeld von DrogenkonsumentInnen schwer tut, begonnene Veränderungen überhaupt wahrzunehmen und/oder darauf angemessen zu reagieren. Es ist auch naheliegend, dass die mit einer Suchterkrankung einhergehende Dynamik auch die Angehörigen nicht völlig unberührt gelassen hat. Kurzfristige Verhaltensänderungen hatten in dieser Dynamik meist nicht viel zu bedeuten. Nicht selten hat sich großes Misstrauen und Resignation breit gemacht. Die Angehörigen sind es gewohnt, den Betroffenen, nicht mehr ganz für voll zu nehmen. Werden DrogenkonsumentInnen nun nüchterner und beginnen ihr Leben neu in die Hand zu nehmen, kommt ihnen das (noch unveränderte) Verhalten ihrer Angehörigen nun sehr merkwürdig vor. Die Einbeziehung des Umfeldes bietet dann auch den Angehörigen die Möglichkeit mit der begonnenen Veränderung Schritt zu halten.

*

Man kann letztlich nicht mit Sicherheit feststellen, ob eine Psychotherapie hilfreich war und wodurch Veränderungen im Leben der KlientInnen ausgelöst wurden. Genauso bleiben bei jenen, die ihre Behandlung ohne Angaben von Gründen abbrechen, unterschiedlichste Interpretationen für diesen Schritt möglich. Bei der Befragung (mittels Selbsteinschätzungsfragebogen) von KlientInnen, die geplant ihre Psychotherapie abgeschlossen haben, lässt sich aber zumindest erkennen, dass in der Zeit von Beginn der Behandlung bis zum Abschluss in vielen Bereichen ihres Lebens zum Teil recht deutliche Veränderungen passiert sind. Ich denke es ist legitim und macht Sinn (letztlich auch im Sinne der eigenen zukünftigen Wirksamkeit) diese Veränderungen unter anderem auch der gemeinsamen Arbeit zuzuschreiben.

LITERATUR:

De Jong P, Berg I K (1999): Lösungen (er-)finden. Das Werkstattbuch der lösungsorientierten Kurztherapie. Verlag modernes Lernen, Dortmund

De Shazer St (1989): Der Dreh. Carl Auer, Heidelberg

Foerster H v (1998): Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners. Gespräche für Skeptiker. Carl Auer, Heidelberg

Maturana H R Varela F J (1987): Der Baum der Erkenntnis, Goldmann, Berlin, München

Milowitz W (1998): Teufelskreis und Lebensweg – Systemisches Denken in der Sozialarbeit. Springer Verlag, Wien

⁸ frei nach Mehta

Was man gelesen haben muss...

Mehr Radfahrer machen Radfahren sicherer

Australische Forscher kommen paradoxem Effekt auf die Spur

Je mehr Radfahrer unterwegs sind, desto geringer ist die Gefahr für jeden einzelnen, zu verunglücken. Das berichtete die Psychologin Julie Hatfield von der University of New South Wales auf einer Tagung in Sydney. Hatfield führt dieses Phänomen darauf zurück, dass die Autofahrer besser aufpassen, wenn die Zahl von Fahrrädern im Straßenverkehr zunimmt.

"Es ist das Gegenteil von einem Teufelskreis, sozusagen ein Engelskreis", sagte die Forscherin: "Die Wahrscheinlichkeit, dass ein einzelner Radfahrer mit einem Motorfahrzeug zusammenstößt, sinkt mit zunehmender Zahl von Radfahrern in einer Gemeinde. Und wenn das Radfahren als sicherer wahrgenommen wird, sind mehr Menschen bereit, aufs Fahrrad umzusteigen."

Experten analysierten Daten aus 16 europäischen Ländern, Australien und mehreren Städten in Kalifornien. Die Studien zeigen: Wenn sich die Zahl der Radfahrer in einer Stadt verdoppelt, sinkt die Unfallwahrscheinlichkeit jedes einzelnen Radfahrers um ein Drittel. Ob Fahrradwege vorhanden sind oder besonders fahrradfreundliche Verkehrsregeln, etwa ein Tempolimit für Autos, gelten, spielt dabei keine Rolle, stellten die Forscher fest.

"Anscheinend passen die Autofahrer ihr Verhalten an, wenn mehr Radler unterwegs sind: Sie rechnen eher damit, dass sie auf Radfahrer Rücksicht nehmen müssen", sagte Chris Rissel von der Sydney University, der an einer australischen Studie beteiligt war. Der Forscher vermutet auch, dass die Autofahrer rücksichtsvoller und verständnisvoller werden, wenn sie selbst ab und zu Rad fahren. Das Phänomen, so hieß es in Sydney, gilt wahrscheinlich auch für Fußgänger – allerdings gibt es dazu keine gesicherten Daten.

Mitteilung der University of New South Wales

Ute Kehse

<http://www.wissenschaft.de/wissenschaft/news/295753.html>, 19.09.2008, 09:54

Zimmermädchen-Placebo

Obwohl sie den ganzen Tag tragen, sich bücken und ständig in Bewegung sind, schätzen sich Zimmermädchen nicht als körperlich aktiv ein. 67 Prozent des Hotelpersonals gaben in einer Umfrage an, keine sportliche Tätigkeit auszuüben. Die Harvard-Psychologin Ellen Langer war über das Ergebnis ihrer eigenen Umfrage überrascht, hakte nach und kam einem interessanten Effekt auf die Schliche, der bislang „Placebo“ genannt wird.

Überraschenderweise profitierten die Frauen nicht von ihrer bewegungsintensiven Arbeit, bei vielen sind die Körperwerte unterdurchschnittlich. Blutdruck, Body Mass Index, Gewicht: Bei den meisten stimmten die Indikatoren eher mit ihrem wahrgenommen körperlichen Aufwand überein als mit dem tatsächlichen. Langer teilte die Untersuchungsgruppe daraufhin auf: 44 Dienstfrauen bekamen genau erklärt, was sie da eigentlich jeden Tag leisten und wie viel Kalorien dabei verbrannt werden. Die anderen 40 Frauen erhielten keine weiter führenden Informationen.

Einen Monat später maßen Langer und ihr Team die Körperwerte noch einmal. Es kam wie es kommen musste: In der aufgeklärten Gruppe waren Blutdruck und Gewicht gefallen. Nach Aussagen von Langer hatten die Frauen ihre Tätigkeit allerdings genau so wie immer ausgeführt.

Kann man sich nun im Umkehrschluss zukünftig vor den Fernseher setzen und Schokoladen futtern - wenn nur die Einstellung stimmt?

Die Studie erscheint in der Februar Ausgabe von „Psychological Science“ und ist hier einsehbar:

http://www.psychologicalscience.org/members/journal_issues/psinpress/crum.pdf .

<http://www.heise.de/tp/blogs/3/101592>; 11.01.2008, 17:00

Der Zufall macht Freunde

Studie der Uni Leipzig weist darauf hin, dass zufällige Nähe bei der Entstehen von Freundschaften eine wesentliche Rolle spielt

Leipzig - Bei der Wahl von Freunden dürfte der Zufall eine wesentliche Rolle spielen. Die Ergebnisse einer Studie der Universität Leipzig sprechen dafür, dass zufällige Nähe beim ersten Kennenlernen die langfristigen sozialen Entscheidungen eines Menschen beeinflusst.

Bei der Studie mit 54 Psychologiestudenten stellte sich heraus, dass die einmalige und zufällige Sitzposition zum Zeitpunkt des ersten Kennenlernens sich auf die Entwicklung von Freundschaften ausgewirkt hat.

Die Forscher des Instituts für Psychologie II der Leipziger Uni hatten den Studienteilnehmern bei einer Einführungsveranstaltung zu Beginn des Studiums zufällige Sitzplätze zugewiesen. Anschließend waren die Teilnehmer einzeln nach vorne getreten und hatten sich ihren zukünftigen Kommilitonen vorgestellt.

Unmittelbar danach mussten die Zuhörer beurteilen, wie sympathisch ihnen der Vorgestellte war und ob sie diese Person gerne näher kennenlernen wollten. Danach rückten die Studenten jeweils einen Platz weiter.

Freunde per Los

Ein Jahr später wurden die Studenten erneut befragt und sollten angeben, wie sehr sie mit ihren Kommilitonen befreundet seien. Dabei zeigte sich, dass Personen, die bei ihrer ersten Begegnung nebeneinander oder auch nur in der gleichen Reihe saßen, nach einem Jahr stärker miteinander befreundet waren.

"In gewisser Weise lässt sich die Wahl unserer Freunde also tatsächlich per Los bestimmen", erklärte Mitja Back, einer der Studienleiter. Die Ergebnisse der Studie werden in der aktuellen Ausgabe der Zeitschrift "Psychological science" veröffentlicht. (APA/red)

Originalartikel aus Psychological science: Becoming Friends by Chance
(http://www.psychologicalscience.org/journals/ps/19_5_inpress/Back.pdf)
<http://derstandard.at/?id=3311995>; 22.4.08, 10:38

Gruppendruck lässt auch Ratten schlechte Erfahrungen über Bord werfen

Kanadische Studie weist entsprechendes Sozialverhalten bei den Nagern nach, das bislang nur von Menschen und Schimpansen bekannt war.

Hamilton - Wenn es um Gruppenverhalten geht, siegt oft der Druck der Mehrheit über die Erfahrung des einzelnen Individuums. Eine entsprechende kanadische Studie

kommt auch bei Tieren zu diesem Ergebnis: Wissenschaftler der McMaster University in Hamilton konnten nachweisen, dass Ratten beim Fressen einem Gruppendruck unterliegen und dabei sogar eigene, schlechte Erfahrungen über Bord werfen, meldet das Wissenschaftsmagazin "New Scientist".

In einem ersten Schritt vergällten die Wissenschaftler Ratten den Genuss von Futter-Pellets mit Zimt-Aroma, indem sie ihnen nach jeder Mahlzeit ein schwindelerregendes Medikament verabreichten. Tatsächlich bevorzugten diese trainierten Tiere anschließend eindeutig mit Kakao aromatisiertes Futter, das Zimt-Futter wurde gemieden.

Anschließend brachten die Forscher die Tiere mit sogenannten Demonstratoren zusammen. Das waren andere, nicht trainierte Ratten, welche einfach mit Zimt-Aroma gefüttert wurden auch entsprechend rochen. Tatsächlich legten die Zimt-Verweigerer ihre Abscheu gegenüber dem Gewürz ab und begannen auch wieder Zimt-Futter zu mögen.

Frage nach Sinnhaftigkeit

Bisher konnte ein derartiger Gruppenzwang als Beispiel für soziales Lernen nur für Menschen und Schimpansen nachgewiesen werden. Noch rätseln die Forscher, wozu dieser Gruppendruck überhaupt sinnvoll ist, warum Tiere und Menschen bisweilen ihre eigenen Erfahrungen außer Acht lassen. (APA/red)

<http://derstandard.at/?id=3334953>; 13. Mai 2008, 14:14

Gleich und gleich gesellt sich gern

Gesichter der Eltern prägen die Partnerwahl

Menschen suchen sich ihren Partner offenbar nach Gesichtszügen aus, die denen der Mutter oder des Vaters ähneln. Dabei bevorzugen Männer Partnerinnen, die der eigenen Mutter ähnlich sehen. Frauen suchen sich dagegen Partner aus, die ihrem eigenen Vater ähneln. Auch die Gesichter von Ehepartnern haben häufig ähnliche Proportionen, berichten Tamas Bereczkei und seine Kollegen von der ungarischen Universität Pécs. Ihre Untersuchung unterstützt die Annahme, dass Menschen ihren Partner unter anderem danach suchen, wie ähnlich er dem andersgeschlechtlichen Elternteil sieht.

Für ihre Studie fotografierten die Wissenschaftler insgesamt 312 Probanden: 52 junge Paare und die Väter und Mütter der beiden Partner. In jedem Gesicht vermaßen sie 14 verschiedene Proportionen, unter anderem die Länge und Breite des Gesichts, den Augenabstand, die Länge der Nase und die Breite des Kinns. Anschließend verglichen sie die Ähnlichkeit der Gesichter der Kinder mit denen ihrer Eltern und Schwiegereltern, aber auch mit 318 Männern und Frauen, die etwa genauso alt waren wie die Eltern und als Kontrollgruppe dienten.

In den Analysen zeigte sich ein eindeutiger Zusammenhang zwischen den Gesichtszügen des Vaters und des Partners der jungen Frauen. Dieser betraf vor allem den mittleren Teil des Gesichts, also die Länge und Breite der Nase und den Abstand zwischen den Augen. Auch die Gesichter von Mutter und Partnerin der jungen Männer ähnelten sich mehr als zufällig. Hier bestand die

Ähnlichkeit vor allem im unteren Teil des Gesichts, also bei Mundpartie und Kinn. Diese Analysen wurden auch von unabhängigen Beurteilern bestätigt, die die Ähnlichkeit der Gesichter auf einer Skala von eins bis zehn einschätzten.

Die Ergebnisse sprechen dafür, dass junge Frauen sich ihren Partner nach dem Ebenbild ihres Vaters aussuchen, während junge Männer Frauen bevorzugen, die ihrer Mutter ähnlich sehen. Grund dafür könnte sein, dass sowohl Männer als auch Frauen sich das Gesicht des andersgeschlechtlichen Elternteils von Kindheit an einprägen. Später wählen sie dann unbewusst einen Partner, der diesem Bild gleicht. Auf der anderen Seite ergab die Untersuchung keine Ähnlichkeit zwischen den Partnern der jungen Frauen und deren Müttern sowie zwischen den Partnerinnen der jungen Männer und deren Vätern. Somit ist offenbar nicht die Vertrautheit eines Gesichts allein entscheidend, sondern vor allem das Geschlecht des Elternteils.

Auch die Gesichter zweier Partner waren sich ähnlicher als zwei zufällig zusammengestellte Gesichter, ergaben die Analysen der Forscher. Dieses Ergebnis bestätigt somit das Sprichwort, dass "gleich und gleich sich gern gesellt".

Tamas Bereczkei (Universität Pécs, Ungarn) et al.: Proceedings of the Royal Society B: Biological Sciences, DOI:10.1098/rspb.2008.1021. ddp/wissenschaft.de – Christine Amrhein

<http://www.wissenschaft.de/wissenschaft/news/295117.html> am 3.9.2008, 09:40

Schau mir in die Augen, Kleines!

Babys reagieren bereits im Alter von vier Monaten auf Blickkontakt und Mimik

Schon vier Monate alte Babys können Gesichtsausdrücke interpretieren, haben britische Forscher beobachtet: Wenn jemand Blickkontakt mit den Kleinen aufnimmt, werden bei ihnen bereits die gleiche Hirnregionen aktiv, die auch bei Erwachsenen auf soziale Signale wie beispielsweise ein Lächeln reagieren. Aufgrund dieser Erkenntnisse glauben die Forscher, dass Babys möglicherweise bereits mit der Fähigkeit zur sozialen Interaktion geboren werden.

Für ihre Studie zeigten die Forscher zwölf vier Monate alten Babys zwei computeranimierte, fotorealistische Szenen, in denen ein Männergesicht erst einen Blickkontakt zu den Babys herstellte diesen vermied und dann, begleitet durch ein neutrales Lächeln, die Augenbrauen hob. Dabei untersuchten die Wissenschaftler die Köpfe der Kleinen mit Hilfe der Infrarot-Spektroskopie, mit der eine aktive Hirnregion räumlich lokalisiert werden kann. Dabei registrierten sie eine Antwort in Form einer verstärkten Durchblutung in den Hirnarealen, die auch bei Erwachsenen während der Erkennung solcher non-verbalen Signale aktiv sind. In der Auswertung zeigte sich zudem, dass die entsprechenden Hirnregionen nur aktiv waren, wenn vor dem Lächeln ein Blickkontakt zu dem Kind hergestellt wurde. Solche nonverbalen Signale wie der Aufbau eines Blickkontakts können also schon von Babys in diesem Alter erkannt und interpretiert werden, schließen die Forscher daraus.

Andere Hirnregionen benötigen bedeutend mehr Zeit, um ihre vorbestimmten Funktionen zu entwickeln. Die frühe Spezialisierung bei der Gesichtserkennung ist essenziell für die Fähigkeit, zu kommunizieren und von anderen zu lernen. Es sei auch durchaus möglich, dass Babys schon mit der Fähigkeit geboren werden, solche nonverbalen Signale zu erkennen, vermuten die Forscher.

Tobias Grossmann (Universität von London) et al.: Proceedings of The Royal Society B, Online-Vorabveröffentlichung, DOI: 10.1098/rspb.2008.0986

ddp/wissenschaft.de – Uwe Thomanek

<http://www.wissenschaft.de/wissenschaft/news/294834.html> 27.8.2008, 08:25

Wie Kinder am besten mit Wut und Angst umzugehen lernen

Sie profitieren von unterschiedlichen Reaktionen der Eltern auf ihre Emotionen

Kinder lernen einen besseren Umgang mit unangenehmen Gemütsbewegungen, wenn ihre Eltern unterschiedlich stark auf diese reagieren. Das sagen US-Psychologen nach Beobachtungen von Kindern zwischen drei und sechs Jahren. Reagierte jeweils ein Elternteil kaum auf ein beispielsweise wütendes oder ängstliches Kind, während der andere es bei der Bewältigung seiner Gefühlslage stark unterstützte, stritt das Kind weniger oft mit gleichaltrigen und konnte besser mit seinen Emotionen umgehen. Unterstützen jedoch beide Eltern das Kind stark beim Überwinden unangenehmer Gemütsbewegungen, so schirmen sie es vor diesen Emotionen ab und verhindern so, dass das Kind den richtigen Umgang mit diesen lernt.

Die Wissenschaftler erforschten in zwei voneinander unabhängige Untersuchungen den Umgang von Kleinkindern mit unerfreulichen Gefühlslagen. Für die erste Untersuchung befragten die Forscher 55 Kinder im Alter zwischen fünf und sechs Jahren zu ihrem Verständnis von Emotionen. Bei der zweiten Untersuchung beobachteten die Psychologen 49 drei- bis fünfjährige Kinder, während diese mit guten Freunden spielten und notierten dabei die Anzahl auftretender Konflikte. Die Eltern wurden jeweils unabhängig voneinander zu ihren Reaktionen auf unangenehme Emotionen ihrer Kinder befragt.

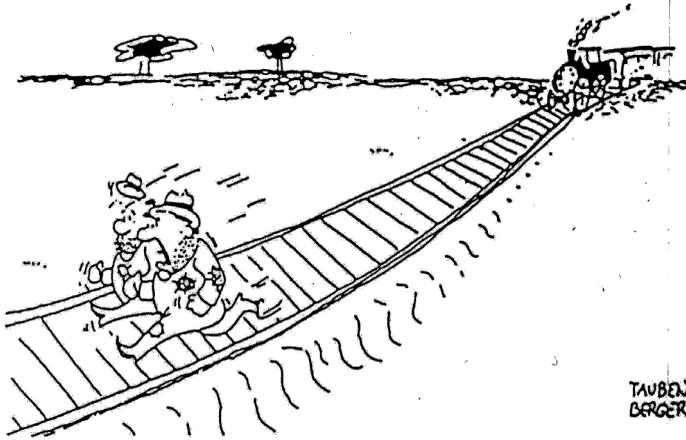
Bei diesen Untersuchungen zeigten Kinder, deren Eltern nach eigenen Angaben unterschiedlich stark auf ihre unerfreulichen Gemütsbewegungen reagierten, ein besseres Verständnis ihrer Emotionen und hatten weniger Konflikte mit ihren Spielkameraden. Die Ergebnisse zeigten, wie wichtig das Wissen um den Einfluss von Vätern und Müttern auf die Fähigkeit eines Kindes sei, mit unangenehmen Emotionen umzugehen, erklärt Nancy McElwain von der Universität von Illinois.

Nancy McElwain (Universität von Illinois in Urbana-Champaign) et al.: Child Development, Band 78, Seite 1407 ddp/wissenschaft.de – Tobias Becker

<http://www.wissenschaft.de/wissenschaft/news/284063.html>, 2.10.2007, 16:20

Termine

- 03.10.08-
15.05.09 **Coachinggruppe mit Schwerpunkt Diversity-Lernen** – Teil des Lehrgangs "Systemisches Managing Diversity an der VHS Ottakring mit M. Judy
<http://www.gender-diversity.net>
- 12.-15.11.08 **Kreatives Intervenieren**
Seminar des ASYS-Lehrganges an der VHS Ottakring – mit W. Milowiz und R. Fischer
http://www.asys.ac.at/fortbildung/inhalte_termine.htm
- 14.-15.11.08 **Mindestens sieben Möglichkeiten - die Vielfalt systemischer Sozialarbeit.** Fachtagung in Merseburg
<http://www.systemische-sozialarbeit.de/fachtagung.htm>
05. 12.08 **Die Provokation des Systems.**
Tagung der Fachhochschule Potsdam, Fachbereich Sozialwesen
<http://www.systemischesozialarbeit.de/index.html>
- 08.-10.0109 **Innovations- und Projektmanagement** - Seminar des Lehrgangs "Systemisches Managing Diversity an derVHS Ottakring mit A. Tippe
<http://www.gender-diversity.net>
- 21.-24.01.09 **Supervision und ihr soziales Feld - Kontext Interaktion 1**
Seminar des ASYS-Lehrganges an der VHS Ottakring – mit H.R. Teutsch
http://www.asys.ac.at/fortbildung/inhalte_termine.htm2
- 11.-14.03.09 **Supervision und ihr soziales Feld - Kontext Organisation / Institution 1**
Seminar des ASYS-Lehrganges an der VHS Ottakring – mit M. Judy und K. Fraunbaum
http://www.asys.ac.at/fortbildung/inhalte_termine.htm
- 27.-28.03.09 **Supervision und ihr soziales Feld - Theorie und Theorien 1**
Seminar des ASYS-Lehrganges an der VHS Ottakring – mit M. Judy
http://www.asys.ac.at/fortbildung/inhalte_termine.htm
- 24.04.09 **Systemische Strukturen aufstellen. Eine Radikalisierung der systemischen Idee.**
Tagung und Workshop mit Dr. Holm von Egidy, München
http://www.dgssa.de/pdf/tagung_24-04-09_potsdam.pdf
- 07.-09.05.09 **Teamentwicklung mit Schwerpunkt Diversity-Lernen** - Seminar des Lehrgangs "Systemisches Managing Diversity an derVHS Ottakring mit G. Hartmann
<http://www.gender-diversity.net>
- 20.-23.05.09 **Was tun? – Methodik 1/2**
Seminar des ASYS-Lehrganges an der VHS Ottakring – mit W. Milowiz und CotrainerIn
http://www.asys.ac.at/fortbildung/inhalte_termine.htm



"Wenn nicht bald eine Weiche kommt, sind wir verloren."

Quelle unbekannt

